

Das Denkmal

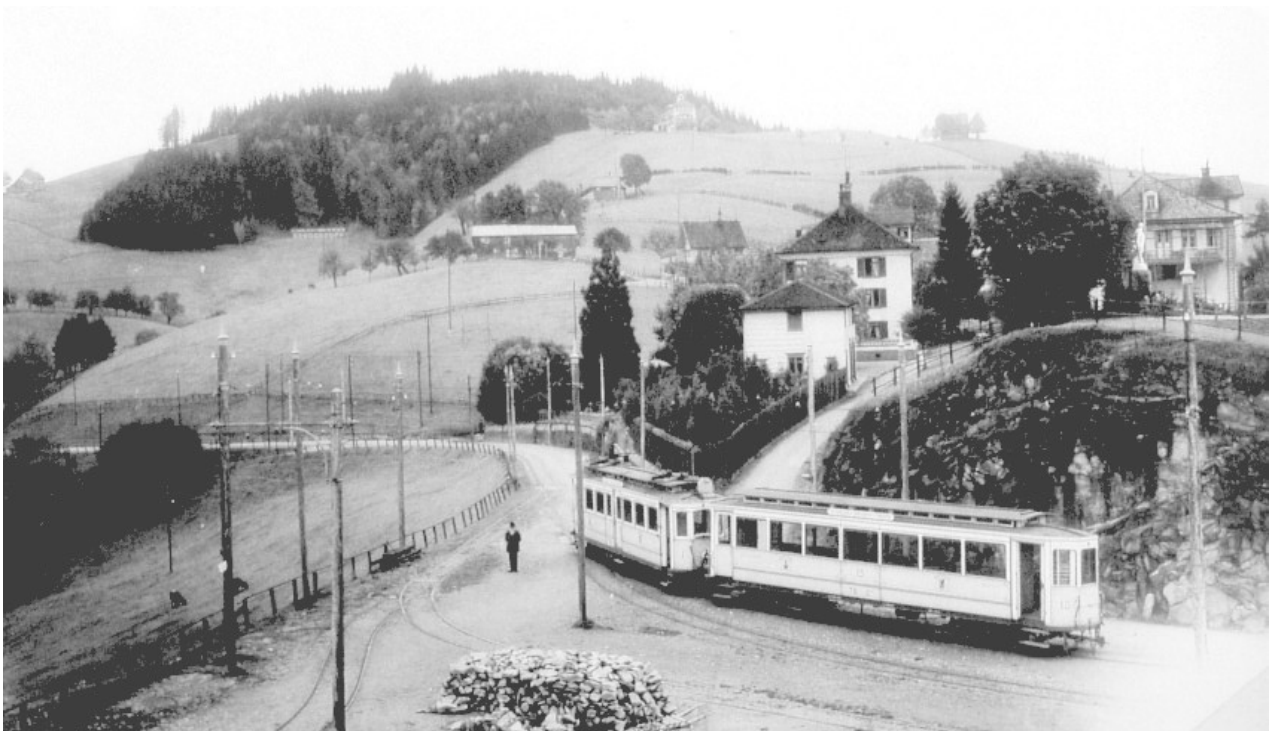


**Eine Heimatgeschichte über die Entstehung des
Toblerdenkmals auf der Vögelinsegg
von Hans Eggenberger**



Die Kapitel in der Übersicht:

Vorwort	Seite 1
Der Träger der Geschichte	Seite 5
Der Senner mit dem Morgenstern	Seite 9
Der deutsche Denkmalplan	Seite 12
Der Bubenstreich	Seite 14
Eiferer und Fanatiker	Seite 18
Die Aufgabe	Seite 21
Der Sängervater Johann Heinrich Tobler	Seite 23
Die Standortfrage	Seite 26
Das Denkmal entsteht	Seite 30
Die Denkmalschändung	Seite 32
Die Nonne Caroline Rudolphi	Seite 35
Redeproben	Seite 39
Die Denkmaleinweihung.	Seite 41
Toblers Mannen	Seite 45
Der grosse und der kleine Bruder	Seite 50
Epilog	Seite 54



Vorwort

Kennst du die Höhen von Vögelinsegg? Nicht? Dann besuche sie einmal. Sie liegen dort, wo du den Norden siehst und den Süden ahnst. Es lohnt sich, dort oben eine Stunde lang in die Ferne zu blicken und zu träumen. Und wenn der warme Föhn, der stürmische Bote aus dem Süden um deine Ohren weht, dann wird der Blick nach Norden noch klarer und weiter, unendlich weit. Und auch deine Gedanken verlieren sich in Weiten, die der nahen Gegenwart entrückt sind. Alles tägliche erscheint dir klein und unwichtig angesichts der Grösse und Weite des Ausblicks.

Als starke Kräfte die Erdkruste zusammenschoben und die Schweizer Alpen schufen, gleich wie ein spielendes Kind mit seinen Händen einen Sandberg zusammenschiebt, entstand unter der schiebenden Hand eine Vertiefung und ein See, der Bodensee. Vor der schiebenden Hand, genau dort wo der Sand emporquoll, entstand ein Kamm, den Alpen parallel vorgelagert, dessen einzelne Erhebungen Eggen genannt werden. Es gibt hier die Fröhlichsegg, die Schäflisegg und die Waldegg, allesamt bekannt für ihre schöne Aussicht, die schönste dieser Töchter ist die Vögelinsegg.

Sie ist zwar nicht die höchste Tochter der Eggenfamilie, die anderen Töchter kommen der 1000 Meter Marke noch einige Meter näher, doch selbst in der Natur gilt allgemein, dass das was grösser und höher nicht unbedingt auch schöner ist. Auch bietet die Vögelinsegg keinen wilden, herzbeklemmenden Anblick, sie ist nicht zerrissen, zerklüftet und von Felsbändern durchzogen, sie hat keine Spitze, die hoch in den Himmel ragt, im Gegenteil, ihr Antlitz stimmt milde und freundlich. Die schönste Tochter der Eggenfamilie ist bis oben, auch an den wenigen steilen Hängen mit Wiesen und Wald bekleidet, und überall siehst du Bauerngehöfte in ihren grünen Rock eingestreut, denn wir befinden uns hier bereits im Land Appenzell, dort, wo jeder Bauer auf seinem eigenen Grund siedelt, oft weitab vom Dorf, allein mit seiner Familie und unabhängig in seinem Eigentum.

Nur an einem einzigen Ort zeigt die Vögelinsegg graue, wüste Felsen, die wie Zähne zum Himmel ragen. Doch dieses grimmige Fletschen lag nicht von Anfang an in der Natur der Vögelinsegg: Erst die Menschen haben ihr edles Aussehen zerschnitten, als sie mit Bahn und Strasse eine tiefe Lücke durch ihr elegant von Westen nach Osten leicht geneigtes Rückgrat brachen und diese Lücke im Laufe der Zeit noch durch einen wüsten Steinbruch immer mehr verbreiterten.

Welch ein Anblick ! Oben auf dem Grat des Berges, genau dort wo sich die schönsten Ausblicke nach Norden und Süden öffnen, ein Steinbruch, gleich wie ein weithin sichtbares Mahnmal menschlichen Unverstands. Wer weiss, was für alternativlose betriebstechnische Erwägungen unsere Vorfahren um die Zeit der Jahrhundertwende dazu bewogen haben mögen, den Stein, der in unserem Land so leicht und reichlich zu finden ist, ausgerechnet hier am schönsten Punkt der Vögelinsegg loszubrechen.

Hatte denn niemand Einspruch erhoben, als dieses Loch in der Landschaft die verehrungswürdige Grösse und Schönheit der Heimat verunstaltete? Dies ist eines von vielen Beispielen der nur am Materiellen orientierten und jedem Rücksicht nehmenden Gefühl verschlossenen Denk- und Handlungsweisen, die um die Jahrhundertwende so sehr zu wuchern begannen, weil viele vom ständigen Strom Epoche machender Erfindungen überwältigt, an die Technik glaubten wie an einen Erlöser und im wirtschaftlichen Aufstieg die allein seligmachende Himmelsleiter zum Paradies sahen und nicht merkten, dass der Glaube an das Materielle, ohne die Gefahren ausreichend zu bedenken, die Welt auf eine Rutschbahn in den Abgrund steuern würde.

Immer wieder hörst du von Menschen, die bei sich zu Hause in der alten Bauernstube die von ihren Eltern oder ehemaligen Bewohnern verwendete prosaische Farbe abgekratzt und darunter prächtig maseriertes Holz oder feingearbeitete Metallbeschläge gefunden haben, und du siehst dann, dass ein Kopfschütteln über die Entdecker kommt und sie sich fragen, wie es nur möglich war, eine solche Schönheit des Ausdrucks und des Materials einfach gefühllos mit Farbe zu überstreichen und die Arbeit unserer Ahnen so wenig zu achten und zu würdigen.

Wie sehr müssen sich manche Menschen in dieser Zeit überschätzt haben, wie himmelhoch fühlten sie sich dem Beständigen und Bewährten überlegen, wie waren sie von den vielen Erfindungen und der Technik ihrer Generation, der fortschrittlichsten Generation seit Adam und Eva, wie sie sich einredeten, berauscht, dass sie sich so selbstverständlich berechtigt, ja, vielleicht sogar verpflichtet fühlten, alles bewährte und beständige als überholt abzutun und zu überstreichen. Und dabei haben sie unbewusst auch ihre eigene Seele und ihr geistiges und kulturelles Erbe überstrichen und wurden so selbst zu einfarbigen Herdentieren, die jedes schnellere Auto und jeden überflüssigen Tand mit dem Empfinden: "Sind wir Kerle" im Chor begeistert begrüsst und die Kosten und Belastungen dieser unersättlichen Gier für Menschen und Natur überhaupt nicht in Betracht zogen.

Doch die lebendige Seele hat diese Farbschichten auf Dauer nicht ertragen und wieder abgesprengt und wir werden noch lange damit beschäftigt sein, unsere Seelen von all den Überresten der früheren, unheilvollen Anstriche zu befreien, und ihr, soweit dies noch möglich ist, einen Teil ihres natürlichen Aussehens zurückzugeben. (Das war die Ansicht des Verfassers im Jahre 1950, doch inzwischen zeigt sich, dass der Zug zum Materiellen immer ausgeprägter wird und dieser Moloch alle Ideale aufzufressen droht.)

Doch zurück zur Vögelinsegg: Heute liegt sie abseits der Verkehrsströme. Nur eine wacklige Strassenbahn aus der Zeit der Jahrhundertwende, damals eine der ersten elektrischen Überlandbahnen der Schweiz und mithin ein technisches Wunder, heute, nach nur 50 Jahren hoffnungslos veraltet, erfüllt die Bedürfnisse eines bescheidenen Lokalverkehrs. Das war nicht immer so. Jahrhundertlang führte über diesen Verkehrsweg eine wichtige Nord- Süd-Verbindung von Süddeutschland nach den bündnerischen Alpenpässen.

So wird überliefert, dass im Jahre 1212 Kaiser Friedrich der II. mit grossem Gefolge und in Begleitung des streitbaren Abts Ulrich von St. Gallen über diesen Höhenkamm nach Norden zog. In späteren Jahrhunderten waren es mehr die Reisenden von West nach Ost, die die Vögelinsegg überquerten. Zur Zeit der Postkutschen fuhr die Eilpost Zürich- Wien über diesen Grat, bei ihr zählte die Kürze der Strecke mehr als der zu überwindende Höhenunterschied. Doch dann kamen die Eisenbahnen, und fortan liessen sich die Reisenden lieber von den neuen schnellen Dampfzügen als den langsamen Kutschpferden ans Ziel bringen, die kürzere Reisezeit vermochte sie mehr zu begeistern als lange Kutschfahrten in bergiger Umgebung. Die Romantik der Postkutschen und Kaiserzüge verschwand mit der Zeit und über der abseits gelegenen Vögelinsegg senkte sich die Ruhe vor dem Weltgetriebe wie ein verhüllender Schleier, durch den hindurch hier und da noch die Erinnerungen an vergangene Zeiten zu erahnen waren.

Kurz zuvor hatte ein grosser Künstler im Planen, Alois Negrelli, der später den Suezkanal entwarf, die Strasse über die Vögelinsegg so angelegt, dass sie in wundervollem Streckenverlauf die Schönheit der Landschaft in einzigartiger Weise erschliesst. Dort, wo seine Strasse in einem weiten Bogen den höchsten und zugleich schönsten Punkt der Strecke erreicht, öffnet sich der Ausblick unerwartete auf eine ganz anders geartete Landschaft, ob der Blick nun nach Norden oder Süden gerichtet wird.

Den von Norden kommenden Reisenden öffnet sich beim Überqueren der Höhe der Blick auf unser lieblich gelegenes Dorf in dem unsere Geschichte spielt und auf das ganze Appenzellerland mit all seinen verstreut liegenden Hügeln und Höfen, ein freundlicher Anblick, wie beim Eintritt in ein gut eingerichtetes Haus. Erreichen die Reisenden dagegen von Süden kommend die Höhe von Vögelinsegg, dann öffnet sich ihnen überraschend der Blick nach Norden soweit, wie der Blick aus einer Höhe von fast 1000 Metern bei klarer Sicht reichen kann, weit, sehr weit über den Bodensee hinweg in die sich in die Ferne ziehenden Gefilde von Süddeutschland bis in die Gegend von Ulm. Und gerade an diesem höchsten Punkt der Strecke war es, an dem der Steinbruch eröffnet wurde. An seiner weithin sichtbarsten Stelle verletzt, erinnerte der elegante Höhenzug von Vögelinsegg fortan an ein Hausdach, in dessen Dachfirst eine Kerbe eingeschnitten wurde, die sich durch den Steinbruch immer mehr verbreiterte.

Trotzdem wirst du die schönste Tochter der Eggenfamilie lieben unter der Voraussetzung, dass du nicht nur ihr Äusseres betrachtest, sondern das nachempfindest, was sie ihren empfänglichen Betrachtern entbot: ihre Seele. Und die ist damals wie heute einzigartig. Als erste nennenswerte Höhe aus der Ebene sanft ansteigend, öffnet sie dir den Blick in unendliche Weiten. Hügel, Felder, Wälder, Seen, Städte, alles liegt hingestreut zu ihren Füßen bis dorthin, wo Himmel und Erde verschmelzen. Und wenn, besonders im Frühling, ein trockener Föhnsturm über ihr Haupt fegt und alles näher rückt, dann beträgt die Fernsicht, welche die Vögelinsegg dir bietet, weit über 100 km nach Norden in die eintönig gewellten deutschen Lande hinein.

An solchen Tagen kannst du selbst vom Ulmer Münster und von den Höhen des Schwarzwalds aus unsere Egg sehen. Dagegen wird der Blick im Süden begrenzt von den dunklen Felsen des Alpsteins, doch sind diese noch soweit entfernt, dass das Aussehen dieser Berge jede Bedrohlichkeit verloren hat. Die Vögelinsegg bietet dir keine wildromantischen Ausblicke in zerrissene Felsen, furchterregende Gletscherschründe, grausig tiefe Abgründe oder auf unwirklich blaue Seen, auf Übertreibungen der Natur, welche in den Bergen Fremde vornehmlich zu bestaunen pflegen, nein, sie bietet dir einen ruhigen Ausblick über sanfte Abhänge in unendliche Fernen.

Der lärmende Fremdenstrom zieht nicht mehr über die Vögelinsegg und du triffst dort eher die besinnlichen Geniesser, die in stundenlangem Schauen die Ferne in sich aufnehmen, bis eine leichte Sehnsucht sie von der Gegenwart erlöst und ihre Gedanken in unbekannte Fernen reisen und von einem unbestimmten Glück träumen lässt.

Ob im Osten ein strahlender Sonnenaufgang einen neuen Tag erhellt, ob das grossartige Schauspiel aufziehender Wolkenbänke zu beobachten oder über den Bergen ein fernes Gewitter zu hören ist, ob die Sonne langsam im Westen glühend rot versinkt oder der Sternenhimmel seinen unermesslich weiten Bogen spannt, stets staunen wir ehrfürchtig über die unerschöpfliche Vielfalt der Natur, das Körperliche versinkt im Nichts, die Seele träumt die Träume ihrer Kindheit neu und erhebt sich bis ins Unendliche, glücklich und gelöst und ganz eins mit der grossen weiten Welt.



Der Träger der Geschichte

Der Held, oder zutreffender die Hauptfigur unserer Geschichte war auch ein Mensch der fortschrittlichen Generation mit übermalter Seele. In seinen alten Tagen sind zwar immer wieder Teile der Anstriche abgefallen und die Naturfarbe seiner Seele ist an einigen Stellen sichtbar geworden, doch das geschah erst am Ende der Zeit, in der unsere Geschichte spielt. Ursprünglich war sein Bestreben nur auf äusseren Ruhm und Glanz gerichtet, ja, dieser Hunger wurde dadurch noch ganz erheblich gesteigert, dass er in den ersten Jahrzehnten seines Lebens nicht gestillt, sondern im Gegenteil noch durch öftere Verachtung und argen Spott an seinem Aussehen stark gereizt wurde. Abraham Sprecher war seines Zeichens seit 1902 Lehrer und Professor an den unteren Klassen der Mittelschule in Trogen.

Sein Aussehen war verunstaltet, ein bisschen vielleicht durch den Alkohol, doch hauptsächlich durch einen grossen Kropf, der bewirkte, dass sein Kopf vorn und auf der rechten Seite direkt mit der Brust verwachsen war und die beim Sprechen unter dem Kinn auf und abschwingende Kropfmasse jedem seiner Aussprüche einen mitleidigen Ausdruck verlieh. Auf diesem grossen Kropf schmartzte, wirklich ein unwiderstehliches Bild für alle Spötter, noch ein Zweiter von der Form einer kleinen Tomate. Wenn ein Schüler neu in die Klasse kam, wurde er stets flüsternd von seinem Nebenmann gefragt:

" Weisst du, warum unser Lehrer auf dem grossen Kropf noch einen Kleinen trägt?"

Und wenn der Neuling verneinte und fragende Augen machte, wurde er noch flüsternder belehrt:

" Darum, damit ihm Hemd, Kragen und Krawatte nicht über den Kopf nach oben rutschen."

Und vielleicht war ein wenig traurige Wahrheit an diesem Schülerspott, denn der kleine Kropf wuchs tatsächlich so gebieterisch über den Rand des steifen Kragens hinaus, als trachte er diesen mit aller Kraft nach unten zu stemmen. Es war manchen Menschen ein Rätsel, warum Abraham seinen Kropf nicht operieren liess. Wir tun ihm wohl nicht unrecht, wenn wir annehmen, dass er einfach Angst vor einer Operation hatte, als deren öftere Folge der Stimmbandnerv Schaden nehmen konnte und es ihm dann nicht mehr möglich gewesen wäre, den Lehrerberuf wie ehemals auszuüben. Die Angst vor dem Stimmenverlust bedrückte ihn stärker als das beschämende Gefühl, seiner Fülle um die Mund- und Halspartien wegen ständig aufzufallen.

Daneben war Abraham erheblich von Glenkrheumatismus geplagt, einer Krankheit, der die Medizin damals noch nicht so recht beizukommen wusste. Oftmals geschah es im Winter, dass seine Schüler ihn mit einem Schlitten zu Hause abholen und in die Schule schieben mussten und sich, am Schulhaus angekommen, hinter seinem Rücken riesig freuten, wenn unserem Abraham das Treppensteigen arge Qualen bereitete. Diese Schadenfreude kam bei den Schülern aus tiefster Brust, von dort, wo sich Gift und Galle sammeln, denn Prof. Sprecher war bei seinen Schülern unbeliebt.

Pfarrer Fingerzeig war seit 1931 der Pfarrherr in Speicher und brachte mit seiner Predigt und seinen Ansichten über Erziehung und Unterricht frischen Wind in die Gemeinde. Selbst Vater von vier Kindern war er als Lehrer an der Mittelschule bei den Schülern und Schülerinnen beliebt, forderte er sie doch auf, sofort zu fragen, wenn sie etwas nicht verstanden hätten. Er meinte, es gäbe keine dummen Fragen, sondern nur dumme Antworten.

Die Schülerinnen in seiner Klasse forderte er auf, ihr anerzogenes Weltbild, indem das Gehege um den Platz der Frau mit Kochen und Hausarbeiten so eng gezäunt ist, zu hinterfragen und die Vorteile, die eine Berufslehre biete, gründlich zu überdenken. Pfarrer Fingerzeig hatte seine Schülerinnen stets auf ihre Fähigkeit zu geistiger Arbeit hingewiesen, diese so wichtige Gabe, welche die Natur in weiser Voraussicht auch den Frauen und nicht nur allein den Männern huldvoll zugeeignet hat.

Prof. Sprecher war da anderer Ansicht. Überzeugt davon, dass eine Frau sich für Kochen und Hausarbeiten recht wohl eignen mochte, hatte er seine Schülerinnen immerzu auf ihre vorbestimmte Aufgabe als Mutter verwiesen, um sie so doch noch mit der Zeit zur Einsicht zu bringen und auf den Weg der Ehe und des Haushalts abzudrängen. Und er sah es gar nicht gern, dass sich der junge Pfarrherr erlaubte, an seinen, Prof. Sprechers Vorstellungen einer vernünftigen Erziehung Zweifel zu äussern. Er reagierte darauf, wie dies bei einzelnen Mitmenschen etwa so zu geschehen pflegt, nämlich als sei die kritische Würdigung ihres Benehmens eine persönliche Ehrverletzung. Und wie eine solche Reaktion meist ihre versteckten Wurzeln in einer Schwäche der Argumente des Aufbrausenden hat, einer Schwäche, die sie sich selbst zwar nicht eingestehen würden, obwohl sie sie fühlen, so verhielt es sich auch bei Abraham Sprecher. Sein Aussehen machte ihn überempfindlich gegenüber jeder Form von Kritik und reizbar bei Spott, ja er witterte solchen selbst dort, wo gar keine war.

Sicher ist, dass Abraham Angst vor den Folgen einer Operation hatte, eine Angst, die ihm auch Frau Prof. Sprecher nicht ausreden konnte und die ihren Mann, was gelegentlich vorkam, laut und zornig werden liess. Doch solche Ausbrüche erfolgten wohl kaum aus Mangel an Selbstbeherrschung, sondern eher aus Hilflosigkeit, nämlich dann, wenn er in der Schule manche Schüler einfach nicht mehr anders zügeln konnte.

Schlimmer als diese Zornesausbrüche war das psychologische Ungeschick, mit dem er viele seiner Schüler, ihm selbst wohl kaum bewusst, behandelte. Am häufigsten waren sein Aussprüche:

" du bist einfach dumm," oder

" du machst bestimmt nie eine Schlussprüfung."

Diese Anwürfe glichen den Wellen am Strand: Sie kamen in unaufhörlicher Folge und frassen sich immer tiefer in die noch weichen Seelen der Schüler. So brach im Laufe der Zeit das kindliche Selbstvertrauen wie die Teile des Strands immer mehr in sich zusammen und wieder verliessen am Ende des Unterrichts einige Schüler die Schule geknickt und im Innersten davon überzeugt, dass sie zum Lernen nun wirklich nicht geschaffen seien.

Dort jedoch, wo die Wellen auf ein stärkeres Bord trafen, wurden diese reflektiert, ja, manche Schüler fühlten sich direkt herausgefordert, Abraham einen Streich zu spielen und ihn und seine Kränkungen lächerlich zu sehen, um die verletzend Wirkung derselben abzuschwächen und so den Glauben an sich selbst nicht zu verlieren.

In der Schweiz hat es wohl selten eine Lehrstätte gegeben, in der sich die Lehrkräfte so sehr bemüht haben, die eigenen Überlegungen der Schüler zu ignorieren und aus denselben bewunderte Gedächtniskünstler zu machen, wie in der besagten Mittelschule. Nicht nur Prof. Sprecher, auch die anderen Lehrkräfte haben dem im folgenden geschilderten pädagogischen Bemühen mit Eifer obgelegen. Es gab nur eine Wertung für die schriftlichen Arbeiten: Jeder richtige Name, jede richtige Jahreszahl und jedes richtige Geschehen erhielt am Rand des Hefts einen roten Punkt. Wer am Schluss der Prüfung die meisten Punkte zählte, erzielte die beste Note, die der anderen wurden entsprechend abgestuft.

Es war unerlässlich, sein Gedächtnis mit Zahlen und Fakten vollzustopfen und dieses Wissen dann in der Prüfung möglichst vollständig auszuschütten und zu Papier zu bringen, sämtliche Delegierte des Reichstags zu Worms, alle Feldzüge und Mätressen Napoleons oder alle Geliebte von Goethe samt Jahreszahlen und zeitlicher Dauer der Bekanntschaft zu kennen. Dafür gab es am Heftrand viele rote Punkte und eine gute Note. Wie einfältig wäre es dagegen, wenn ein Schüler die Geistesströme, die zur Reformation führten, untersuchte, wenn er seine Gedanken über die Gründe der französischen Revolution niederschrieb, oder sich überlegte, welche der Geliebten Goethes den erlauchten Dichter zu diesem oder jenem Werk inspiriert haben mochte. Der Rand der schriftlichen Arbeit blieb leer, rote Punkte waren keine da und die Note war schlecht.

Bei der Besprechung der Arbeiten vor der Klasse wurden dann die Schüler ohne Punkte zum Opfer peinlicher Belehrungen. Es wurde ihnen gesagt, ihre Leistung sei eine Enttäuschung für die Schule, ihre Eltern müssten sich ihrer schämen, sie selbst würden es niemals so weit bringen, dass sie in besserer Gesellschaft mit ihrem Wissen glänzen könnten, ihre Geistesgaben seien zu mager, worauf die kritisierende Lehrkraft mit Vorliebe einen Satz aus der Arbeit der Schüler ohne Punkte vorlas, einen Satz voller Überlegungen, doch ohne Tatsachen, und diesen Satz ins lächerliche ziehend der Klasse zeigte, was für inhaltsloses Zeug da geschrieben worden ist, schrecklich zu sagen, ein Satz ohne einen Namen oder eine Jahreszahl.

In keiner Schulklasse wurde versäumt, darauf hinzuweisen, was für tapfere Männer unsere Vorfahren, die alten Appenzeller gewesen sind, sich mit den Feinden auf den Höhen der Berge zu treffen, auf einem Schlachtplatz, wo die Erhabenheit der Natur ihre patriotischen Gefühle verzehnfachen und ihnen so die nötige Kraft zum Sieg und zur Sicherung ihrer Freiheit verleihen musste. Ziel der geschichtlichen Belehrung war es auch hier, dass die Schüler den Zeitpunkt der Schlacht auf den Tag genau mit den Namen der Sieger und Besiegten jederzeit richtig aufsagen konnten.

Dagegen war es den Lehrkräften unerwünscht, wenn sich die Schüler das Gehörte vorzustellen versuchten und Fragen stellten, welche sie nicht beantworten konnten oder wollten, etwa die, warum denn die Heere ausgerechnet auf den Höhen der Berge gekämpft haben, auf einem für einen Schlachtplatz ganz ungeeigneten Gelände mit steilen Grashalden und tiefen Schluchten. Die Lehrer dieser Schule hätten ein erstauntes Gesicht gemacht und gerufen: " Was für eine dumme Fragen von dir, die Heere kämpften in den Bergen, weil sie gerade dort aufeinander stiessen."

Worauf die solcherart missverstandenen und blamierten Schüler für lange Zeit keine Fragen mehr stellten und sich stattdessen bemühten, den Lehrer und alles was er machte und sagte, peinlich zu sehen. Die Schüler flüsterten sich schadenfroh zu, Prof. Sprecher sei bei den Prüfungen zum Dr. phil. drei Mal durchgefallen. Jedenfalls besaßen alle seine Lehrerkollegen einen akademischen Titel, und nur der Turnlehrer wurde lediglich Professor genannt, wie unser Abraham. Einen solchen wohlklingenden, doch akademisch wertlosen Titel erhält indessen jeder Lehrer an der Mittelschule nach einer Reihe von Dienstjahren automatisch.

Auch politisch blieb ihm der Erfolg versagt, was erstaunlich ist in einer so kleinen Gemeinde von 2000 Einwohnern, die sich in Schul-, Kirchen-, Armen- und vielen anderen Fragen selbst verwaltet, die sogar ihr eigenes Gemeindegericht besitzt und deren Bedarf an Amts- und Gerichtspersonen bei 21 zu besetzenden Posten so stark ist, dass selbst jeder begabte Handwerker im Laufe seines Lebens damit rechnen kann, einmal vom Stimmvolk mit der ehrenamtlichen Besorgung einer Amtsstelle betraut zu werden. Abraham war einfach nicht der Mann, dem die Menschen Vertrauen schenken und ein Amt übertragen. Vermutlich fühlten viele Leute auch, wie sehr er sich trotz seines Aussehens nach einer Ehrenstelle in der Gemeinde sehnte, ein Gefühl, dass sie eher davon abgehalten haben mag, mit diesem Mann Mitleid zu haben und ihm ihre Stimme zu geben. Sicher ist, dass er ein ihm anvertrautes Amt mit der grössten Sorgfalt und einem ganz ausgeprägten Pflichtbewusstsein erfüllt hätte.

Es muss Abraham hoch angerechnet werden, dass er, obwohl er in jungen Jahren politisch immerfort übergegangen wurde, niemals einen Tadel an den politischen und demokratischen Spielregeln seines Landes äusserte. Er war im Gegenteil ein guter Patriot. Die Einrichtungen von Gemeinde, Kanton und Bund waren ihm so heilig wie die Heilige Schrift. Und wenn er sich im Schulunterricht doch einmal eine Abschweifung erlaubte, dann nur eine solche über die Unübertroffenheit unserer politischen Einrichtungen. Hier verstieg er sich zu begeisterten Exkursen, die zuverlässig in der Verherrlichung unserer staatlichen Einrichtungen oder guten Patrioten gipfelte. Seine Bürgerpflichten erfüllte er peinlich genau, vermutlich hat er in gesunden Tagen niemals eine Abstimmung versäumt. Er äusserte in der Schule oft:

" Ich gehe an die Landsgemeinde, selbst wenn ich nur noch kriechen kann." Und obwohl die Schüler über diesen Spruch Abrahams spotteten, lag doch ein Körnchen Wahrheit darin.

Der Senner mit dem Morgenstern

Auf der Vögelinsegg, auf dem westlichen Felsen des Durchbruchs, erhebt sich ein Denkmal: Auf einem Sockel steht ein kräftiger Senner mit einem Morgenstern in der Hand, von der Höhe aus nach Norden Ausschau haltend. Er wurde von einem Landsmann, dem Bildhauer Otto Steiger aus Herisau geschaffen und im Jahre 1903 mit einer prächtigen Feier unter Anteilnahme der ganzen Bevölkerung eingeweiht. Die Festlichkeiten begannen mit einem hübschen kostümierten Festzug, der sich auf der Strasse zur Vögelinsegg hinauf bewegte, wo das neue Denkmal von Regierungsrat Sonderegger der Gemeinde Speicher übergeben worden ist, die es dankend entgegennahm. Anschliessend wurde die Einweihung mit einem Festspiel fortgesetzt, das den ersten Teil des Befreiungskampfes des Appenzellervolks zur gekonnten Darstellung brachte. Die aus weissem Marmor geschaffene Figur steht auf einem Granitsockel, in den als einzige Inschrift die Jahreszahlen 1403 -1903 eingehauen sind.

Das Denkmal erinnert an die Schlacht, in dem die Appenzeller mit Unterstützung der Schwyzer im Jahre 1403 ihre Freiheit gegen die Truppen des Abts von St.Gallen, der süddeutschen Städte und der österreichischen Habsburger verteidigten. Die Nachkommen derer, die damals in getrennten Lagern lebten und kämpften, haben sich längst versöhnt, und Appenzeller wie St. Galler freuten sich in gleicher Weise über die Einweihung. Diese Begegnung wird seitdem die Schlacht von Vögelinsegg genannt, obwohl die neueste Geschichtsforschung festgestellt hat, dass das historische Gemetzel gar nicht auf der Höhe von Vögelinsegg, sondern an einem eher düsteren Ort, im etwa einen Kilometer entfernten "Loch" stattgefunden hat.

Doch beim Betrachten des Denkmals am historisch falschen Platz haben bislang höchstens einige Historiker Unbehagen gefühlt, die von jetzt an nur noch von der Schlacht "im Loch" sprachen, während dieses Ereignis von der Bevölkerung nach wie vor als Schlacht auf der Vögelinsegg bezeichnet wird. Die Menschen erfreuen sich frei von wissenschaftlichen Ansichten bis heute an dem Denkmal, einige darum, weil bei seinem Anblick ein geschichtliches Gruseln ihren Körper erzittern lässt, andere darum, weil sich ihre Brust bei dem Gedanken an die ruhmreichen Taten ihrer Vorväter stolzer wölbt, doch die meisten Besucher fesselt der Anblick des steinernen Senners selbst, da seine Darstellung als künstlerisch gelungen gilt.

So lebt denn die Schlacht nach der Anhöhe benannt, welche die Truppen der Habsburger vergeblich zu erreichen bemüht waren, im Gedächtnis der Menschen weiter. Dass diese den Grat der Vögelinsegg als Ort der Schlacht anzunehmen gewillt sind, ist verständlich, wenn in Betracht gezogen wird, wie herrlich dieser Standort gelegen ist. Auch mag das Denkmal nicht nur für eine Schlacht stehen, die damals ganz woanders stattgefunden hat, sondern vielmehr auch als ein Symbol für das verständliche menschliche Bedürfnis, vergangenes belastendes Geschehen zu einem späteren Zeitpunkt an einem anderen Ort in einem besseren Licht erscheinen zu lassen.



Einige von auswärts kommenden Historiker, um ihre Berufsehre fürchtend, plädierten freilich für einen Wechsel des Denkmalstandorts. Sie unterstellten, die Erbauer des Denkmals hätten sich unter dem Gesichtspunkt, dass 1903 der echte Schlachtplatz "im Loch" bereits bekannt gewesen wäre, sicher nicht für den Standort auf der Vögelinsegg entschieden.

Nun, da der Standort des Denkmals in Frage gestellt wurde, erhoben sich die Historiker und Kulturbeflissenen im Dorf um darzutun, dass das Denkmal doch am rechten Ort stünde und von einem Irrtum folglich nicht gesprochen werden könne. Die Gastwirte fürchteten einen Rückgang ihrer Einnahmen aus dem Fremdenverkehr, sollte das Denkmal woanders zu stehen kommen. Abraham Sprecher nahm an den Diskussionen teil und schrieb einen Artikel, um zu begründen, warum dem Denkmalstandort keine Bedeutung zukomme. Für ihn war es geradezu undenkbar, dass die Initianten des Denkmals, und er gehörte ebenfalls zu ihnen, einen Irrtum begangen haben könnten.

Es waren doch alles gebildete und aufgeklärte Leute gewesen, die dieses Denkmal errichtet hatten, geprägt vom Bewusstsein, damit einen geschichtlichen Beitrag zu leisten und überzeugt, ihre Aufgabe vortrefflich gelöst zu haben. Abraham argumentierte, das Denkmal stelle keineswegs nur einen kämpfenden Krieger dar, der an eine Schlacht vor 500 Jahren erinnere. Die steinerne Gestalt halte ja zudem mit dem Morgenstern wachsam Ausschau. Diejenigen, die das Denkmal aufmerksam betrachten, müssten doch sofort erkennen, dass der Bildhauer mit dem Denkmal einen Krieger geschaffen hat, der für die Freiheit und Unabhängigkeit des Landes einstehe und jederzeit bereit ist, seine Heimat mit bewaffneter Hand zu verteidigen. Bei dieser Auffassung ist das Denkmal jedoch von überregionaler Bedeutung und damit auch nicht mehr an einen bestimmten Standort gebunden.

Und wahrlich, diesem Argument mussten alle zustimmen, denn nachdem dann einige Bäume gefällt worden waren, die dem Senner bislang jede Sicht genommen und damit am aufmerksamen Ausschau halten gehindert hatten, musste doch auch die Schar der kritisierenden Historiker und Nörgler davon überzeugt sein, dass von einem Irrtum bei der Bestimmung des Denkmalstandorts nicht die Rede sein konnte.

Wenig später wurden die Lokalhistoriker schon wieder in Aufregung versetzt und zwar wiederum durch einen historischen Nörgler. Der entdeckte, dass die Eidgenossen den Morgenstern erstmals während der Bündnerwirren im Dreissigjährigen Krieg als Waffe benützt hatten. Zudem soll es sich um eine eher minderwertige Waffe gehandelt haben, die nur dann benützt worden sei, wenn nichts besseres zur Verfügung gestanden habe.

Wieder wurde der Senner auf der Höhe von Vögelinsegg zum Gegenstand hitziger Diskussionen, stützt sich derselbe doch ganz selbstverständlich auf so ein ein zweitrangiges, erst viel später verwendetes Waffenstück. Und wie schon in der Standortdiskussion zählten die Lokalhistoriker einmal mehr viele Gründe auf, damit alles so blieb, wie es war. Es hiess: Die Darstellung eines Morgensterns sei für einen Bildhauer geeigneter als die einer Hellebarde, die erste Waffe vermöge den Willen des Kämpfers besser zu symbolisieren als die Zweite. Erst mal fündig geworden, wurde als nächstes beanstandet, dass die Bekleidung des Senners allzu sehr an die alte Schwyztracht erinnere und damit von der heutigen Appenzellertracht mit ihren langen Beinkleidern und der kurzen Jacke, dem Futterhemd, abweiche. Geschichtsforscher haben nun bestätigt, dass die heutige Appenzeller Sennentracht nicht diejenige zur Zeit der Auseinandersetzung war. Wo dagegen die Ausstattung des Senners nicht ganz den historischen Tatsachen entspreche, sei dies durch die ansprechende Darstellung des Denkmals mehr als aufgewogen worden. Historische Tatsachen müssten eben gelegentlich vor künstlerischen Ausführungen zurücktreten. Überhaupt sei dies eine Angelegenheit des Bildhauers gewesen und nicht der Historiker, womit die Ehre der letzteren wiederhergestellt war und nunmehr alle Historiker und Kulturbeflissenen trotz des unhistorischen Standorts und der unhistorischen Gestaltung des Senners der Ansicht waren, dass dem Denkmal nun wirklich nichts irrtümliches anhafte.

Der deutsche Denkmalplan

Wie schon mehrmals zu Kriegszeiten, so waren auch von 1914 bis 1918 viele Angehörige aller Kriegsparteien in die Schweiz geflohen und hatten hier Zuflucht und Pflege gefunden. Unter diesen gab es viele bedauernswerte Opfer, die ihre Heimat nicht mehr wiedersahen, sei es, weil sie bereits mit Krankheiten oder schweren Verletzungen über die Grenze kamen, sei es, weil sie der schrecklichen Grippeepidemie zum Opfer fielen, die auch in den Reihen der zum Schutz der Grenzen abgestellten Schweizer Soldaten so sehr wütete. Die deutschen Behörden fassten darum den Plan, den in der Schweiz verstorbenen deutschen Soldaten ein Denkmal zu errichten.

In Deutschland werden die Denkmäler in der Regel in die Städte gestellt, ja man kann dort aus der Anzahl und Grösse all der berittenen und unberittenen Gestalten den historischen Wert einer Stadt ermessen. Nur Denkmäler von gesamtdeutscher Bedeutung werden in die freie Natur gestellt und fallen dort durch zwei Merkmale auf, durch ihre wuchtige Grösse und durch ihren Standort auf einer Anhöhe, der einen weiten Blick ins Land hinaus erlaubt.

Dabei wird die Grösse des Symbols nicht allein durch die eigentliche Figur dargestellt, sondern ebenso durch die Höhe und Masse der Steinbauten um die Figur herum. Es ist eine äusserliche, fast erdrückende Masse, ohne eine zum Herzen sprechende Bescheidenheit bei der Ausgestaltung.



Wer zum Beispiel das protzige Denkmal auf der hohen Syburg an der Ruhr betrachtet, wo Kaiser Wilhelm nach Süden reitet, Bismarck nach Osten und Moltke nach Westen Ausschau halten, während der Platz nach Norden hin anscheinend keines deutschen Helden würdig war, kann erschrecken ob der kalten Seelenlosigkeit, die dieses Siegesmal verströmt.

Und wenn Widukind einmal Gelegenheit gehabt hätte, einen Blick auf diese Steinmassen zu werfen, dann wäre er enttäuscht wieder in seine Geisterwelt zurückgekehrt. Hätte er damals mit den Sachsen über die Franken gesiegt, dann wären dankbar Opfer dargebracht worden, und ein Denkmal hätte der Freude des Volkes über den Sieg Ausdruck gegeben. Es wäre ein Freuden- und Opfermal geworden, und nicht ein Symbol gefühlloser Überheblichkeit, eine rohe Verherrlichung einiger Männer, die vergisst, dass so viele aus dem Volk und ein gütiges Geschick ebenso zur Erringung des Sieges beigetragen haben. Wer vor einem solchen Denkmal in Demut verfällt, ist selbst schon vom Ungeist des Untertanengeists befallen.

Nun, für eine solche, weit im Land draussen sichtbare Steinmasse schien den Initianten aus dem Norden das Haupt von Vögelinsegg wie geschaffen. Es liess sich hier vorstellen, wie die verstorbenen Helden ihr Heimatland im Norden grüssen. Die deutschen Behörden machten deshalb den Vorschlag, hier oben ein Denkmal und die zentrale Ruhestätte für ihre in der Schweiz verstorbenen Internierten zu errichten. Alle Vorbereitungen wurden getroffen und auch schon ein Stück Land erworben.

Doch die ortsansässige Bevölkerung war nicht einverstanden. Die wildesten Gerüchte erhoben sich. Es hiess, die Errichtung eines Ehrenmals sei nur ein Vorwand, in Wirklichkeit sei geplant, eine deutsche Festung zu bauen. Der Hinweis auf vermehrten Fremdenverkehr und damit vermehrte Einnahmen nützte gar nichts. Die Leute um Vögelinsegg kannten nur Denkmäler bestehend aus einer bescheidenen Figur oder einer Kapelle, nicht jedoch solche monumentalen, massigen Steinbauten, wie sie hier geplant waren, die selbst die tapferen Ritter des Mittelalters in ihren Gräbern vor Neid hätten bloss werden lassen. Die ungewohnten Ausmasse des geplanten Denkmals mögen viel dazu beigetragen haben, dass das Festungsgerücht von vielen Leuten für bare Münze genommen wurde, dies umso mehr, weil damals jede deutsche Handlung mit Kriegsrüstung in Zusammenhang gebracht wurde. Es erhob sich ein solcher Sturm gegen dieses Denkmalprojekt, dass deren Urheber von ihrem Plan abliessen, wenigstens soweit die Höhen von Vögelinsegg in denselben eine Rolle spielten. Das Denkmal wurde stattdessen bei Hagenau am deutschen Bodenseeufer erstellt. Es wurde mit dem Bau eines mächtigen 120 mal 70 Meter grossen Monuments nach dem Vorbild einer germanischheidnischen Totenburg begonnen, doch der hohen Kosten wegen nur zu zwei Dritteln fertiggestellt. Jahre später wurde die Ruine abgebrochen und durch eine schlichtere Gestaltung ersetzt. Freilich fehlte dieser Stätte die Schau in unendliche Weiten und unbekannte Fernen, den die deutsche Seele so liebt. Dafür liegt über ihr eine Freundlichkeit und eine Ruhe, ein innerer Frieden, wie sie bei einem Totenmal selten zu finden ist.

Der Bubenstreich

Hell strahlte der Mondschein über die winterliche Landschaft und goss sein bleiches Licht über die verschneiten Hügel und Dörfer. Der Sohn von Pfarrer Fingerzeig streifte mit zwei seiner Freunde durch die kalte und klare Nacht, die jungen Körper geschwollen von Unternehmungslust, für welche vorläufig kein bestimmtes Ziel zu finden war. Wie die Drei jedoch so nächtlicherweile durch das Dorf bummelten, kam ihnen eine Idee. Es war bald Weihnachten und im Garten des Malermeisters Eugenius Hutterli standen einige steinerne Zwerge, schön bunt bemalt, wie solche Zierden hier und da in den Gärten menschenfreundlicher Leute anzutreffen sind. Und ein menschenfreundlicher Mann war Eugenius Hutterli ganz bestimmt, sonst wäre er nicht in seinen späteren Jahren mit grosser Mehrheit in Speicher zum Gemeindepräsident (wie der vormalige Gemeindehauptmann seit dem Ende des 20. Jahrhunderts genannt wird) gewählt worden.

Nun, diese friedlichen Zwerge im Garten des zukünftigen Gemeindepräsidenten haben es unseren Nachtschwärmern besonders angetan, und einer der Buben, Sohn eines Gärtners, erklärte, es sei gar nicht schwer, einem der Zwerge zu einem kleinen Ausflug zu verhelfen. Die drei Buben holten zuerst den Schlitten, mit dem sie Prof. Sprecher in die Schule schieben mussten, wenn er von Gelenkrheumatismus geplagt wurde und erklommen dann den verschneiten Hügel hinter dem Haus des Eugenius Hutterli. Von dort aus ist die Strasse von der Vögelinsegg bis ins Dorf hinunter gut zu sehen und der Nachtwächter, wenn er seinem einsamen Spaziergang obliege. Und wirklich erspähten sie ihn. Sie warteten, bis er den Garten des Hutterli passiert hatte und vereinbarten derweil, über ihre Tat dauernd Stillschweigen zu bewahren. Danach trennten sie sich: Der Sohn des Pfarrherrn beobachtete weiter den Strassenabschnitt zur Vögelinsegg hinauf, der Zweite den zum Dorfkern von Speicher hinunter und der Dritte im Bunde, der Sohn des Gärtners überstieg leise den Gartenhag. Dort machte er sich an die Befreiung eines Zwergs mit einer Pudelmütze, die seinen ganzen Kopf bedeckte und ihm ein einfältiges Aussehen verlieh. Während der ganzen Zeit war kein Laut zu hören, nur ein einziges Mal schwirrte ein schriller Ton durch die Luft, als der Gärtnersohn einen straff gespannten Metalldraht, mit dem der Zwerg im Boden verankert war, durchschnitt. Dann hoben die Buben den Zwerg über den Gartenhag, legten ihn auf den Schlitten und verschwanden leise in der Nacht, ohne bemerkt worden zu sein. Nun begann die Reise des Zwergs zu Prof. Sprechers Wohnsitz nach Trogen, wobei sich die Lausbuben beim Schlittenziehen vorn und Schlittenschieben hinten abwechselten.

Verschneit lagen die Strassen im Mondlicht, als sich der seltsame Transport dem Wohnort von Prof. Sprecher näherte. Die erschöpften Buben stellten den Schlitten am Ziel ab und den Zwerg mit vereinten Kräften auf dem Schlitten auf. Dann machten sie sich schadenfroh auf und davon, im Innersten sehr befriedigt und begeistert von dem Gedanken, Prof. Sprecher mit ihrem Weihnachtsgeschenk einen überfällig geglaubten Streich gespielt zu haben.

Doch Prof. Sprecher fand an diesem Weihnachtsgeschenk keinen Gefallen, ganz im Gegensatz zu den Buben, die überall mit unschuldigem Gesicht zum Besten gaben, vor Prof. Sprechers Haus sei auf einem Schlitten ein Zwerg gestanden, dem die viel zu grosse Pudelmütze jede Sicht genommen habe. Der so Parodierte ärgerte sich, weil er den Spott der Leute fühlte, als er den Zwerg auch noch selbst an seinen Heimatstandort zurückbringen musste und verstieg sich in seinem Ärger allen Ernstes zu dem Ausspruch:

" Es ist dies wohl der ärgste Fall von Personenverspottung, welcher sich in unserem Kanton ereignet hat."

Er verlangte eine wirklich gründliche und ernste Untersuchung anzuheben, damit der oder die Übeltäter sehr schnell gefunden und ihrer Untaten überführt werden könnten. Dazu sei der steinerne Zwerg nach Zürich in ein Institut zu senden, wo er auf Fingerabdrücke untersucht werden könne.

Diese Forderungen boten dem Spott über Prof. Sprecher reichlich Nahrung und wurden von den Leuten verwundert und kopfschüttelnd abgelehnt. Auch hätte es wohl wenig genützt, wenn die Untersuchung im Besitz der Fingerabdrücke gewesen wäre, denn das nötige Vergleichsmaterial hätte ihr gefehlt. Die Bevölkerung um Vögelinsegg und die von Speicher im speziellen pflegt äusserst selten mit dem Strafgesetzbuch in Berührung zu kommen und deshalb hätte sie auch keine Fingerabdrücke verdächtiger Personen besessen. Im Übrigen erschien den Menschen dieser sprecherische Zwergenaufstand weder sonderlich welt- noch gemeindebewegend.



Als Lehrer für die Fächer Deutsch, Latein und Griechisch lebte Abraham in dem Bewusstsein, die Autorität in Literaturfragen und der einzig wahre Hüter geschichtlicher Traditionen zu sein. Er trug so ein Gefühl der Einmaligkeit in sich, ein Gefühl zu schweben, wie dies wohl alle kennen, die glauben, ein gütiges Geschick habe ihnen auf ihrem Weideplatz einige Blumen mehr wachsen lassen als den übrigen Herdentieren und die diese Bevorzugung auch gleichzeitig als Aufforderung verstehen, in ihrer Umgebung als Bannerträger des Geistes zu wirken. Doch wer wollte ihm das verdenken, handelt es sich hier doch um einen weit verbreiteten Zug bei Lehrkräften. Wir dürfen einem Menschen viele Schwächen verzeihen, wenn er nur stets und überall für Kultur und Bildung eintritt.

Eines Tages war Abraham traurig. Wie es gelegentlich seine Gewohnheit war, hatte er sich um fünf Uhr Nachmittags zu einem Schoppen begeben. Drei andere Gäste sassen am Tisch beim Kartenspiel. Er wurde aufgefordert, mitzuspielen und kam dieser Aufforderung nach. Doch er hatte kein Glück, er verlor unausgesetzt. Jedes Mal, wenn er gute Karten hatte, mit denen er zu gewinnen hoffte, hatten die Mitspieler noch bessere, oder der Verlauf des Spiels gestaltete sich so, dass seine Karten nicht richtig zur Geltung kamen. Wie es bei solchen Gelegenheiten geht: Die Mitspieler konnten ihre Schadenfreude nicht in einer stillen Herzensfalte bewahren, sie liessen ihre Neigung zum Spott in sich aufsteigen wie Blasen im Wasser, zuerst in die Mundwinkel, dann in die Augen und zu guter Letzt auf die Zunge:

" Deinem Spiel nach zu schliessen hast du die Schule nicht lange besucht."

Und der Zweite:

" Vielleicht war es eine solche, in der nur singen und heuen geübt wurde,"

" oder nur Religion und Weitsprung !" echote der Dritte.

Die Schadenfreudeteufelchen glänzten Abraham aus allen Augen entgegen.

Er antwortete:

" Jedenfalls länger als ihr."

Darauf ein anderer:

" Er könnte es natürlich auch besser, wenn die verblichenen Literaturhelden Karten gespielt hätten."

" Ihr seid ungebildete Kindsköpfe,"

klang es schon leicht bebend über dem Kropf hervor.

" Besser als Kindsköpfe."

Nun war es aus. Solchen Sticheleien an seinem Kropf war Abraham einfach nicht gewachsen. Er schmetterte die Karten auf den Tisch, warf ein Geldstück in die Zimmerecke, dass die Hauskatze erschreckt das Weite suchte und flüchtete aus der Gaststube, noch hörend, wie einer in höflichem Spott flötete:

" Auf Wiedersehen, Herr Professor."

Draussen stöhnte der Föhn, und dieser heisse Wind war kaum geeignet, Abrahams Nerven zu besänftigen. Warum behandeln sie mich immer wieder so, brütete er vor sich hin, Dutzende und Dutzende Mal, bis ihm schien, als würde diese Frage von dem pfeifenden Wind gestellt. Fast willenlos liess er sich von demselben treiben, nach Norden, den Höhen von Vögelinsegg zu.

Er bangte davor, einem Menschen zu begegnen, irrte von der Strasse ab in den verlassenen Steinbruch und setzte sich auf einen Stein, von dem Wind in seinem Rücken halb nach vorne gebeugt. Ihm war, als müsse er weinen. So sass er lange da und bemitleidete sich selbst und der Steinbruch mit seinen ungeordneten Steinhäufen sah aus wie der Trümmerhaufen in seiner Seele, den verfallenen Ruinen, die von den stolzen Gebäuden, welche die Jugendträume einst errichtet hatten, nun noch übrig geblieben waren. Und langsam wurde ihm dieses Sinnbild bewusst und nahm in der nebelhaften Trübnis seiner Gedanken Form und Gestalt an.

Er grübelte: Noch niemals war ihm etwas gelungen, das ihm die Achtung und Anerkennung aller seiner Heimatgenossen eingetragen hatte, auch der ungebildeten Spötter, ihm, der sich so sehr danach sehnte, diese mit seinem Wissen zu beeindrucken. Wohl hatte er bereits einige Seiten über die Kultur und Geschichte seiner Heimat in einem Literaturmagazin veröffentlicht und so seine literarische Begabung vor einem weiteren Kreis leuchten lassen. Auch war er aufgefordert worden, weitere Beiträge einzureichen.

Und doch dürstete sein Herz viel mehr nach Anerkennung durch die Leute um Vögelinsegg, denn so verstockt und schwierig viele von ihnen auch sein mochten, waren sie doch Blut von seinem Blute, also nach seiner Meinung noch am ehesten befähigt, seine Begabung zu erkennen. Dazu war er viel zu sehr der Scholle verbunden, auf der er geboren wurde, in deren nächster Nähe er seit jeher gewirkt, auf die er sich immer wieder zurückgezogen und die ihm schon so viel Freude und Leid bereitet hatte. Er hätte wohl eine von auswärts kommende Anerkennung ebenfalls begierig entgegengenommen, dieselbe jedoch nicht so geschätzt, als eine geringere, welche ihm aus den Reihen seiner Heimatgenossen verliehen worden wäre. Wie der Löwenzahn besass sein Charakter nur eine einzige starke Wurzel, und diese steckte ein für alle Mal in seinem Heimatort Speicher am Südhang der Vögelinsegg. Und wie bei einem abgerissenen Löwenzahn die Wurzel fest im Boden stecken bleibt, so hätte sich auch Abraham immer nur für seine Herkunft und seine Heimat interessiert, wenn er an eine andere Stelle verpflanzt worden wäre. Deshalb scheute er auch davor zurück, einmal etwas Neues zu wagen und sich in ein anderes Milieu einzuleben. Die Verhältnisse in seiner Umgebung waren sein einziger Masstab in allen Dingen des Lebens und stellten für ihn das Maximum des auf Erden mögliche dar. Nur seine Heimat bewertete er wie eine gute Arbeit in der Schule mit vielen roten Punkten, andere Regionen wurden entsprechend abgestuft. Diese Gewissheit beruhigte und tröstete ihn, denn es war diese starke Wurzel, aus der er die Kraft zog, Verachtung und Spott zu ertragen und die Ungebildeten unter seinen Mitmenschen auf Dauer auszuhalten.

Mittlerweile breitete sich die Dämmerung um ihn und seine Umgebung aus, erst langsam, unmerklich, dann immer mehr, und sie milderte die Schroffheit der Konturen und den Druck in seiner Seele. Zwischen den Steinhäufen am Boden ward es vollends dunkel und nur noch die oberen Teile der Felswand schimmerten in bleichem, milden Licht.

Eiferer und Fanatiker

Unterdessen war das "Tausendjährige Reich" angebrochen. Neue Heilslehren von Blut und Boden wurden verkündet und die Überlegenheit der germanischen Rasse gelobt. Rassige und reich illustrierte Zeitschriften überschwemmten die Gegend und unzählige Radiosendungen von ennet dem See versuchten den Leuten hier klar zu machen, dass auch sie Angehörige des auserwählten Volkes germanischer Provenienz seien. Es war allerdings ein mehr als mühsames Unterfangen, der Bevölkerung von Appenzell, die jedes Jahr aus ihrer Mitte die Männer für Regierung und Gericht unter freiem Himmel durch heben der Hand wählt, weismachen zu wollen, dass sie von Juden und Freimaurern beherrscht sei und es war eine seltene Ausnahme, wenn einer "Heimweh ins Reich" verspürte. Von diesen wenigen und den hier niedergelassenen Deutschen wurde nichtsdestotrotz weiter unermüdlich und fanatisch in Festen und Umzügen für das "Tausendjährige Reich" geworben. Wenn dann zum Beispiel so ein Erntedankfest ohne einheimische Bauern gefeiert wurde, dachten sich die Leute höchstens: Wir wollen das alles nicht sehen, es ist wie im Theater.

Unsere liebliche Höhe von Vögelinsegg übte eine besondere Anziehungskraft auf die Heimwehbefallenen aus, vielleicht weil sie von dort aus so weit in ihr gelobtes Land hineinsehen konnten, gleich wie weiland Moses vom Berg Sinai von Ferne das Land sah, in das Gott seine Schutzbefohlenen zu führen versprochen hatte. Allerdings war Gott dem kleinen Moses weniger gnädig, denn bei der grössten Demonstration auf Vögelinsegg, zu der Hitlerfreunde aus allen Gauen Helvetiens anreisten, wurde die Aussicht nach Norden durch eine breite Wolkenwand verhängt. Und als dann irgend ein kleiner Führer nach grösserem Vorbild abgerissene Sätze über seine Zuhörer schrie, setzte ein prasselnder Regen ein, der eben nicht wegorganisiert werden konnte. Gleich den Pilzen im feuchten Waldboden öffneten sich eine Menge Regenschirme, und warum auch nicht, die Wahl- und Abstimmungsversammlungen auf freiem Feld, die Landsgemeinden finden auch oft unter Regenschirmen statt. Doch den kleinen Führer ärgerte das ungemein. Er schalt das Verhalten seiner Zuhörer und betonte, es sei unheldisch, während einer solchen Feierstunde den Regenschirm zu öffnen. Der Blick nach Norden (der Redner meinte damit auf sich selbst) werde dadurch beeinträchtigt. Einem tapferen Germanenherz vermögen ein paar einzelne Regentropfen nichts anzuhaben, worin dem Redner sicherlich beigepflichtet werden muss, denn es ist nicht anzunehmen, dass Hildebrand oder Sigfried oder die Cherusker sich mit Regenschirmen geschützt haben. Diejenigen Zuhörer, die mit dem kleinen Führer der Meinung waren, dass hinter der grauen Wolkenwand im Norden die Morgenröte eines neuen Zeitalters zu schimmern beginnt, schlossen ihre Schirme wieder und liessen ihre Heldenbrust aufweichen. Der kleine Führer zog geschwind einen Regenmantel an und lobte all diejenigen, die durch ihr Ausharren im Regen ihre Treue zum grossen deutschen Reich und zum noch grösseren Führer so überzeugend unter Beweis gestellt hätten.

Es wird zwar von den Menschen, die den Schauplatz unserer Geschichte bewohnen, viel und gern politisiert, politische Proteste auf Demonstrationen und Umzügen sind dagegen hier ganz unbekannt und gar nicht nach dem Geschmack derer, die dadurch aufgerüttelt werden sollen. Sie beklagen, bei solchen Gelegenheiten würde man doch nur mit einem Sud aus Hetze, Streit und gehässigen Reden überschüttet.

Südlich, nördlich und westlich unseres Landes halten es manche Menschen für notwendig, auf eine provozierende Demonstration mit einer Gegendemonstration zu antworten, natürlich mit noch mehr Menschen und noch lauterem Protesten. Die politischen Lüftchen werden so schnell zu Sturmwinden, und wenn dann dieses zu schäumenden Wogen aufgepeitschte Meer der Leidenschaften beginnt, das klein bisschen Vernunft zu überfluten, das eine gütige Schöpfung den allermeisten Menschenkindern mit in die Wiege gelegt hat, schlagen sich manche Demonstranten und Gegendemonstranten gegenseitig die Köpfe blutig, anscheinend in der Annahme, dass Schlagringe mehr zu überzeugen vermögen als sachliche Argumente und ein friedlicher Umgang miteinander.

Nun, die Menschen um Vögelinsegg hatten dergleichen gar nicht im Sinn. Sie liessen die fanatischen Beifallsstürme abziehen und alle Demonstranten mit ihrer nassen Kleidung wieder fortziehen, nachdem sich dieselben mit Bier und Grappa den Magen gefüllt und so vor der Heimreise gestärkt hatten. Und am nächsten Tag war alles, abgehackte Gesänge und ekstatische Reden, vom Winde verweht. Alle gingen wieder ihrer gewohnten Arbeit nach und nur den Gastwirten schlug das Herz in der Erinnerung an die Demonstration höher, nämlich dann, wenn sie die Lieferantenrechnungen und Kassenbelege auf ihren Tischen weiter als sonst ausbreiteten, um ihre hohen Einnahmen besser zählen zu können. Die Höhe von Vögelinsegg lag wieder lieblich und still und ob nun ein Wanderer nach Norden, Osten oder Süden blickte, über dem Land lag Sonnenschein und Schatten, Friede und Wärme, Morgenrot und Abendrot.

Doch wozu sollte ein Volk auch eine Gegendemonstration machen, wenn es Gelegenheit hat, mit dem Stimmzettel oder der erhobenen Hand in Bund, Kanton und Gemeinde in Personal- und Sachfragen mitzuentcheiden? Und das war auch die einzig richtige Art der Gegendemonstration.

Es zeigte sich auch immer mehr, dass die "Frontenbewegung" mit ihren verschiedenen Rechtsbewegungen über den Anfangserfolg nicht hinauskam. Einige Fanatiker und Eiferer versuchten darum mit noch mehr Nachdruck zu beweisen, dass "Schweizerart" und "Blut und Boden" keine Gegensätze seien, dass vielmehr das, was viele Leute als Irrtum zu bezeichnen pflegen, ein Ausdruck der ganz besonders ausgeprägten Weisheit des Führers sei. Bald wurde der einzige Vertreter der Nazis im fast 200-köpfigen Nationalrat nicht mehr gewählt und als nach dem erzwungenen Anschluss Österreichs ans Reich die Schweizer Regierung dem Volk die Frage vorlegte, ob nicht die Dauer der für jedermann obligatorischen Rekruten- & Unteroffiziersschulen zu verlängern sei, wurde dieser Vorschlag mit Mehrheit angenommen.

Und nun kam es doch noch zu einer Gegendemonstration auf Vögelinsegg. Spontan wurde nach dem Bekanntwerden des Abstimmungsresultats Holz auf den hohen Kamm getragen und dort ein grosses Feuer entzündet, gleich den Feuern, die am 1. August, dem Nationalfeiertag, als Zeichen der Freude und der Unabhängigkeit auf allen Höhen brennen.

Alle Leute fühlten: die Kerle da draussen sollen sehen, dass wir uns nicht zermürben lassen wie Österreich, dass jetzt mehr denn je und mit stärkerem Nachdruck als je zuvor die Abwehr eines Eindringlings vorbereitet wird. Auf anderen Höhen fingen ebenfalls Feuer zu brennen an und diese Flammenzeichen wanderten von Höhe zu Höhe, von Gipfel zu Gipfel. So hatten seit alten Zeiten die sich fortpflanzenden Höhenfeuer vor Radio und Telefon die Männer der verschiedenen Täler zur Waffenhilfe aufgeboten, wenn irgendwo ein Feind ins Land zu brechen drohte. Auch diese Feuer, deren Schein von den Gipfeln in die nachtschwarzen Täler leuchteten, mahnten zum Aufbruch, diesmal noch nicht zu einem Kampf mit echten Waffen, sondern zum Kampf mit Argumenten gegen die sich immer aggressiver aufdrängenden fremden Ideologien und fanatischen Hetzer. Es wurden keine Reden gehalten und trotzdem erfasste die ganze Bevölkerung den Sinn dieser alten Alarmfeuer. So entflammte auf Vögelinsegg ein Zeichen, dessen Schein weiter drang, als die Heilrufe der vordem auf Vögelinsegg Versammelten und dessen Sinn mehr zum Herzen der Menschen sprach, als die lautesten Reden der vom Blut- und Bodenrausch besessenen Geister.

Das Feuer auf Vögelinsegg leuchtete auch weithin in Germaniens Gefilde, doch ist es unwahrscheinlich, dass dessen Sinn dort verstanden worden ist, denn die Leute bei uns erzählen sich andere Geschichten und bedienen sich einer anderen Ausdrucksweise als die Leute ennet dem See.



Die Aufgabe

Prof. Sprecher war inzwischen etwas vorzeitig in den Ruhestand getreten. Er wandte dem Ort seiner jahrelangen Tätigkeit, der Mittelschule, den Rücken und siedelte an den Südhang der Vögelinsegg. Hier geschah ein Wunder. Abgehärmt, oftmals krank, mit aufgezehrten Nerven war er hergezogen, als ein Mann, der seine Arbeitskraft verbraucht hat. Schon bald wurde er ruhiger, erkrankte selten mehr, und allmählich begann sich auch sein Charakter in erstaunlichem Mass zu verwandeln, in dem er von einem verbitterten Schultyrannen zu einem zwar noch leicht reizbaren, doch zu einem Menschen mit verständigen und hilfsbereiten Gehaben wurde. Ja, es wurde möglich, dass um Jahrzehnte jüngere Leute sich ihm gegenüber eine andere Meinung erlauben und mit ihm diskutieren konnten.

Allerdings muss hier eine Einschränkung gemacht werden: Auf dem Gebiet der alten Sprachen, der alten und modernen Literaturgeschichte und insbesondere der deutschen Grammatik, seinen ehemaligen Lehrfächern, hielt er sich weiterhin für eine überlegene Autorität und empfand es als persönliche Beleidigung, wenn jemand anderer Meinung war als er. Auf diesem Gebiet waren seine Gesprächspartner wieder eine Art Schüler für ihn.

Noch eine andere Wirkung trat als Folge dieses allmählichen körperlichen und psychischen Genesungsprozesses in Erscheinung, den Abraham nach seinem Eintritt in den Ruhestand durchlebte: Ein starker Drang, sein Wissen weiterzugeben und aufzuschreiben überkam ihn, sich anderen Menschen zu öffnen, seine Geistesgaben im Licht der Öffentlichkeit aufleuchten zu lassen, eine Kreativität, wie er sie während seiner ganzen Lehrzeit nicht gekannt hat. Dieses bislang unterdrückte Streben und Verlangen, seine Persönlichkeit zu entfalten, sich schöpferisch zu verwirklichen, haben Abraham hungrig nach Anerkennung und seine Jahre als Lehrer zu einer Belastung werden lassen, auch wenn die Entbehrungen dieser Zeit ihn nicht zu brechen vermochten. Nun, schöpferische Eingebungen drängen darauf, in künstlerischer Form verwirklicht zu werden.

Bedeutende Ereignisse finden ihre Chronisten von selbst, schöpferische Persönlichkeiten dagegen nur, wenn die Wogen des Schicksals ihnen eine Möglichkeit zur Entfaltung ihrer Kreativität verleihen. Wer jedoch wider seines Schicksals vorschnell danach trachtet, beeindruckt und glänzen zu wollen, den pflegen die Menschen mit einem misstrauischen und einem spöttischen Auge zu betrachten.

Das war bislang auch der Blick vieler Dorfbewohner auf Abraham Sprecher, der sich in ihren Augen wegen seines Benehmens recht wohl als Zielscheibe des Spotts denn als Literat eignen mochte. Obwohl er gehofft hatte, mit der Befreiung vom Schuldienst ginge eine Befreiung von Ärger und Spott Hand in Hand, ward sein Gebaren gegenüber den weniger Gebildeten weiterhin als dünkelhaft wahrgenommen und bot Anlass zu neuem Spott. So liess er seine Geistesgaben im Verborgenen blühen, wohl wissend, dass ein Poet den nicht so kultivierten Zeitgenossen ohnehin nicht viel zu gelten pflegt.

Eines Tages gelangte Abraham einmal mehr, vom heissen Föhnwind getrieben und in Gedanken versunken auf den Höhenkamm der Vögelinsegg. Als er den Punkt erreichte, wo der Sturmwind über die Höhe fegte und sich der weite Blick nach Norden öffnet, bei Föhnwind noch klarer und weiter, wo zur Linken auf der Felswand der Senner mit dem Morgenstern steht, der die Gemüter schon so in Aufregung versetzt hat, bog er von der Strasse in den Steinbruch ab und setzte sich, nachdenklich seine Umgebung betrachtend, auf einen Stein. War er hier nicht auf der Höhe von Vögelinsegg, an seiner Heimat schönster Stelle, wenn nur der verlassene Steinbruch nicht wäre? Diese hässliche Wunde verhinderte, die verehrungswürdige Schönheit und unermessliche Weite dieser Landschaft von ganzem Herzen zu lieben. Und der Föhnwind, der rastlose Bote aus dem Süden blies und blies und trieb auf den Wasserpfüten am Grund des Steinbruchs kleine Wasserwellen vor sich her. Abraham betrachtete, wie sich die Wellen eilig fortbewegten und stellte sich in Gedanken vor, dass sich der Steinbruch langsam mehr und mehr mit Wasser füllt, bis ein tiefer See sich bildet, der diese wüste Narbe überflutet und für immer bedeckt.

Dieses Bild gebar ihm eine Idee: Wäre es vielleicht möglich, den Steinbruch zuzuschütten und in einen neuen Platz zu verwandeln? Und liessen sich so, schoss es ihm durch den Kopf, auch gleich die Trümmer in seiner Seele, die von den stolzen Gebäuden seiner Jugendträume noch übrig geblieben waren und die ihn so oft quälten, mit zuschütten, in der Vergangenheit begraben und darauf etwas Neues errichten?

Diese Vorstellung überraschte und begeisterte ihn und so spann er sein Bild weiter: Wie schön wäre der neue Platz gekrönt durch ein Denkmal, nicht durch einen grossen Steinhaufen, wie das die Absicht der Deutschen war, nein, nur durch eine Figur aus Stein. Und plötzlich wurde ihm klar: Endlich hatte er die Aufgabe gefunden, nach der er sich so sehr sehnte, nach der ihn sein Innerstes, ihm nur zum Teil bewusst, schon so lange gedrängt hatte und die ihm, wenn er sie verwirklichen könnte, die Achtung und Anerkennung nicht nur der Leute im Dorf, sondern der ganzen Umgebung von Vögelinsegg einbringen würde. Es kam ein kurzes stilles Lächeln über ihn und er widmete sich fortan dem Plan der Verschönerung von Vögelinsegg mit einem Eifer, als ginge es um sein eigenes Seelenheil.

Kurz zuvor war Prof. Sprecher doch noch zu politischen Ehren gekommen: Er wurde Mitglied des Gemeinderats Speicher. Als solcher verwaltete er die Gemeindekasse, welche Tätigkeit die Hälfte seiner Arbeitszeit beanspruchte, und für die ein Ehrensold von nur sechzig Franken, wohl verstanden im Jahr, bezahlt wurde. So sehr schätzten es er und all die anderen ehrenamtlichen Ratsmitglieder, der Heimatgemeinde dienen zu dürfen und so gern sonnte er sich in dem Glanz, der diesem erlauchten Kreis anhaftete. Doch wer wollte ihm das verdenken, sehnte sich sein Herz doch schon so lange nach einer Ehrenstelle in der Gemeinde. Nun war Abraham immerfort auf den Beinen: einmal galt es der Verwaltung der Gemeindekasse, ein anderes Mal seinem Plan, auf der Höhe von Vögelinsegg ein Denkmal zu errichten.

Der Sängervater Johann Heinrich Tobler

Die Gegend um Vögelinsegg ist eher arm an bekannten Persönlichkeiten aus der Vergangenheit, die eines Denkmals würdig gewesen wären. Zudem wurde der Kreis der in Betracht kommenden Personen noch dadurch ganz erheblich verkleinert, dass eben höchstens Literaten und Künstler in Frage kamen, deren Wirken Abraham zu begeistern vermochten und zu würdigen verstand. Ein Politiker oder Unternehmer zum Beispiel, und wäre er noch so bedeutend gewesen, hätte nie die Chance gehabt, versinnbildlicht die Höhe von Vögelinsegg schmücken zu dürfen. Zudem wusste der Ort selbst, diese Perle der Schöpfung, dazu einzuladen, der Verherrlichung eines Poeten oder Sängers zu dienen. Was lag darum näher, als an den lokalen Sängervater Johann Heinrich Tobler zu denken. Heute und wohl noch lange ist sein Lied "Alles Leben strömt aus Dir" dasjenige, das vor allen anderen Gesängen den Appenzellern der äusseren Rhoden am nächsten steht, es ist das Lied, von dem er in der Fremde am meisten ergriffen wird, weil es eben das Lied der Heimat ist. Jedes Frühjahr, wenn das Volk aus Dörfern und Städten zur Landsgemeinde zusammenströmt, wird vor Beginn der politischen Geschäfte von über zehntausend Menschen dieser herrliche Hymnus gesungen und damit Herz und Gemüt in jene feierlich-ernste Stimmung gebettet, die ein ganz besonderes Gefühl der Verantwortung erweckt, eine Grundstimmung, die eigentlich alle politischen Beschlüsse erfüllen sollte, wenn Politik ihrem hohen Zweck der Bestimmung des zukünftigen Schicksals von Land und Volk gerecht werden soll. Hätte diesem Mann, dessen Stimme noch immer dem versammelten Volk den Ernst der Stunde ins Bewusstsein ruft, nicht schon längst ein Denkmal gesetzt werden sollen?



Für Abraham selbst mochten noch andere Überlegungen leitend gewesen sein: Eine gewisse Geistesverwandtschaft zwischen dem Sängervater und ihm war unverkennbar. Beide waren die Hüter geistiger und kultureller Werte im selben Dorf, sie nahmen, wenn auch durch ein Jahrhundert getrennt, die gleiche Stellung ein. Wie Abraham, so hatte auch sein Vorgänger unter der Unvernunft seiner Umgebung zu leiden, die ihre edlen Ziele nicht erkennend, vermeinte, es sei der Heldentaten mächtigste, alles Geistige zu beanstanden und jedem höheren Wert seinen eigenen Ungeist entgegenzustellen. Dazu kam noch, dass Tobler im Dorf die Sonnengesellschaft, eine Kulturgesellschaft gegründet und lange präsiert hatte, die durch Gedankenaustausch und Vorträge den Gesichtskreis des Menschen zu weiten und Bildung zu vermitteln bestrebt war. Und diese Gesellschaft hatte trotz vieler Krisenzeiten überdauert. Abraham leitete das Vereinsschiffchen, ja, er hatte dieses Recht eigentlich mit neuem Leben erfüllt und so gleichermassen Idee und Werk des Gründers wieder aufgegriffen und fortgeführt.

Zuletzt kam auch noch der Zufall dem Plan des Sängervaterdenkmals zu Hilfe: 1938 jährte sich sein Todestag zum hundertsten Mal. Und es ist nun einmal eine sonderbare, doch feststehende Tatsache, dass die Glorifizierung unserer verstorbenen Geisteshelden und Künstlergrößen den Menschen bei runden Jahreszahlen besonders gegeben erscheint, obwohl der Gefeierten Werke und Taten in den Jahren vor und nach dem Jubiläum nicht weniger bemerkenswert sein mögen.

Prof. Sprecher machte sich ans Werk. Schon länger hatte der Plan für ein weiteres Denkmal die Gemeinde beschäftigt. Abrahams Geistesblitz war ein Geschenk des Himmels, denn nunmehr waren alle einer Meinung, wem das neue Denkmal gewidmet sein soll. Die Idee mit dem Sängervater schlug ein, überraschend stark, was die Begeisterung an dem Vorhaben betraf, weniger stark bei der Diskussion über die Gestaltung und Umsetzung, bei der Frage der Finanzierung endete jede Begeisterung. Es wurde ein Denkmalkomitee gegründet, dem immer mehr Leute angehörten, denn jedes Komiteemitglied fühlte sich umso wohler, je kleiner sein Anteil an der Verantwortung für das Vorhaben wurde. Dass der Initiant, der Gemeindepräsident und der Pfarrer dem Komitee anzugehören hatten, war selbstverständlich. Da der Pfarrherr nicht Karten spielte, war es einleuchtend, dass noch zwei weitere Mitglieder beigezogen werden mussten, da dieser Armsport nach den langen Sitzungen zur Neubelebung des Geistes doch gepflegt werden musste. Auch die Gastwirte durften nicht übersehen werden, war doch deren und anderer materiell gesinnter Leute Denkmalbegeisterung erst mit dem Motto:

" Das Denkmal bringt Fremdenverkehr "

recht ordentlich gezüchtet worden. Ein jeder Gastwirt stellte sich dem Komitee natürlich gern zur Verfügung in der Hoffnung, dessen Sitzungen in seinen Wirtsräumen tagen zu sehen. Auf einen lokalhistorischen Fachmann musste dagegen verzichtet werden, denn die Beiziehung eines solchen wären vom Initianten und den anderen Komiteemitgliedern als Missachtung ihrer eigenen historischen Kenntnisse aufgefasst worden.

Dafür fand noch ein Vertreter des lokalen Handwerker- & Gewerbevereins Aufnahme ins Komitee, der von seinen Vereinsgenossen beauftragt wurde, darüber zu wachen, dass ja kein Auftrag ausserhalb der Gemeinde vergeben werde und gleichzeitig unauffällig den Füllstand der Denkmalkasse zu überwachen, um belastbare Hinweise zu erhalten, welches die oberste mögliche Summe für Kostenüberschreitungen wohl sein mochte.

Nachdem dergestalt das Denkmalkomitee durch die Vermählung mancherlei wirtschaftlicher, kultureller und privater Interessen in bunter und fruchtbarer Zusammensetzung geboren worden war, konnten die Beratungen zur Realisierung von Abrahams Vorhaben beginnen. Fest stand bis dahin lediglich, dass der Sängervater Tobler geehrt und diese Ehrung zusammen mit einer Feier zum hundertsten Todestag im Herbst 1938 dem breiten Publikum zugänglich gemacht werden sollte.

Der Schlüssel jedes weiteren Vorgehens war die Sammlung finanzieller Mittel. Nach dem Stand derselben hatten sich die Planungen zu richten. Dies darum, weil hier eine private Vereinigung das Denkmal errichtete und nicht eine staatliche Institution, welche eher die Gewohnheit pflegen, erst teuer zu planen und danach den Kostenaufwand zu kalkulieren. Nachdem Abraham in einem kurzen Gutachten eine vorzügliche Erläuterung des beabsichtigten Vorhabens verfasst hatte, worin der Wunsch zur Förderung kultureller und geistiger Werte im allgemeinen und die Notwendigkeit einer Gedenkstätte für den Sängervater im besonderen ausführlich betont wurde, und nachdem die Praktiker Pläne und Kostenberechnungen erstellt und in öfteren Gesprächen für das Vorhaben eingestanden waren, in dem sie die befruchtende Wirkung desselben auf Arbeitsaufträge und Fremdenverkehr geltend machten, sahen bald alle Denkmalbegeisterten und -förderer ein, dass es wohl unumgänglich war, einen eigenen Spendenbeitrag zu leisten.

Für die Kulturbeflissenen und alle diejenigen, die zu denselben gezählt zu werden bestrebt waren, war die Spende eine Angelegenheit des guten Tons, für alle anderen ein Beitrag zur Förderung des Gewerbes in der Gemeinde. Selbstverständlich wurde auch nicht vergessen, allerhand Institutionen zur Hebung geistiger Werte und schlussendlich auch Gemeinde und Staat zu begrüssen. So häufte sich der Denkmalfond beständig, wenn auch durch bescheidene Beiträge. Dergestalt floss aus kleinen und grösseren Spenden allmählich eine Summe zusammen, welche die optimistischen Mitglieder im Komitee enttäuschte, die Pessimisten hingegen zu überraschen vermochte. Es taugte zu etwas und doch nicht zu viel.

Im allgemeinen überwiegt die Ansicht, wenn erst die Mittel vorhanden sind, sei die grösste Hürde für das geplante Vorhaben überwunden. Das erweist sich oft als grosser Irrtum. Die wirklichen Schwierigkeiten stellen sich erst mit diesen Mitteln ein, denn anfangs sind alle Mitglieder eines solchen Komitees einig im Bestreben, den Fond möglichst zu mehren, im Augenblick jedoch, wo derselbe vorhanden ist, streben die Meinungen, was damit bezweckt werden soll, auseinander wie die Strahlen der Sonne, indem jedes Komiteemitglied die eigenen Wünsche und Vorstellungen zu favorisieren trachtet.

Die Standortfrage

In unserem Fall waren es indessen nicht zuvörderst die Vertreter materieller Interessen im Komitee, die sich nicht einigen konnten, sondern die Verfechter theoretischer Ansichten. Die erste Auseinandersetzung fand statt zwischen Abraham und Pfarrer Fingerzeig, und Anlass des Streits war die Standortfrage. Für Abraham hatte es von Anfang an festgestanden, dass sich auf der Höhe von Vögelinsegg der einzig vernünftige Ort für sein Denkmal darbiete. Und er war empört, weil der Pfarrer ihm widersprach und seinen geplanten Standort ablehnte. Einige Komiteemitglieder waren mit dem Pfarrherrn einer Meinung, Prof. Sprecher sei für gute Argumente kaum zu gewinnen, dulde keinen Widerspruch, wolle alles selbst entscheiden und lebe wie ein Dichter in den Wolken. Es sei Aufgabe des Komitees, seine hochfliegenden Pläne zu korrigieren und eigene Vorschläge zu machen. Nun, Pfarrer Fingerzeig hatte einen anderen Denkmalstandort vorgeschlagen und dazu listigerweise einige sehr überzeugende Argumente vorbereitet, die auch die materiell gesinnten Komiteemitglieder durchaus zu überzeugen vermochten.

"Warum," so argumentierte er,

"warum sollte das zu schaffende Denkmal auf die Höhe von Vögelinsegg gestellt werden? Dieser Ort ist wohl von einzigartiger Schönheit.

Doch gerade das ist ein Grund, der gegen den Gedanken spricht, das Denkmal dort zu erstellen. Diese Höhe wird ja bereits von vielen Fremden und Einheimischen gerne und oft besucht.

Mit der Errichtung der Erinnerungsstätte an einem anderen Ort bietet sich uns eine einzigartige Gelegenheit, Bummler, Besucher, Neugierige und die ganze Schar der Verehrer des ehrwürdigen Sängervaters an einen Ort zu ziehen, der weniger besucht wird.

Wie wäre es, wenn das Denkmal in die Grünanlage vor der Kirche gestellt würde?"

Solchem Angriff auf seinen Standpunkt glaubte Abraham noch mit einem fast mitleidigen Lächeln die Spitze brechen zu können. Mit Befriedigung stellte er fest, dass auch die anderen Komiteemitglieder den Vorschlag des Pfarrherrn mit mehr oder weniger lauten Unmutsäusserungen ablehnten. Doch Pfarrer Fingerzeig war nicht der Mann, den solcher Widerstand leicht aus der Ruhe bringen konnte. Er war gewohnt, seinen Weg unbeirrt fortzusetzen, ohne auf eventuelle Nörgler, die ihm im Wege standen, nennenswert zu achten.

"Was gibt es," fuhr er fort,

"in unserem von Gott so schön geschaffenen Appenzellerland für historische Sehenswürdigkeiten? Fast keine. Ein paar klägliche, kaum mehr sichtbare Burgruinen, alle weit weg von unserem lieben Dorf, und die schönste von ihnen, die Ruine Clanx liegt zudem noch im Gebiet der Andersgläubigen, die, es beleuchtet dies die dunkle Verwirrung ihres Geistes, vor wenig mehr als 100 Jahren noch Hexenprozesse durchgeführt haben. Und was haben wir sonst an historischen Zeugen? Haben Sie schon einmal bedacht, dass es in unserem Ländchen

nur zwei Denkmäler und einen Erinnerungsstein gibt?

Alles Denkstätten glorreicher Waffentaten unserer Vorfahren,
doch nicht ein einziges Denkmal eines grossen Geistes.

Eben darum schätze ich das Vorhaben unseres lieben und verehrten
Prof. Sprechers so sehr, weil durch dasselbe ausnahmsweise einmal
nicht die Erinnerung an eine Schlacht, sondern an einen Förderer
kultureller Güter wachgehalten werden soll.

Doch Tobler war mehr als nur das, er war auch ein echter Patriot.

Selten hat Heimatliebe einen so schönen Ausdruck gefunden, wie gerade
in dem von ihm geschaffenen Landsgemeindelied, das ja von euch Jahr
für Jahr vor der Erledigung ernster politischer Geschäfte mit tiefer
Empfindung so prächtig und eindrucksvoll gesungen wird."

Hier tat Pfarrer Fingerzeig einige Züge aus seiner Pfeife, teils damit dieselbe
nicht verlösche, teils um sich die weiteren Gedanken seines Votums zurecht-
zulegen. Denn nachdem er in diesem Exkurs seinen Zuhörern erzählt hatte,
was ihnen wohlgefiel und sie so auf seine Seite gezogen hatte, beabsichtigte
er nunmehr, ihnen seinen ursprünglichen Plan wieder näher zu bringen und
sie von dem anderen abzudrängen.

" Es ist klar, dass ein Schlachtdenkmal nicht irgendwo stehen kann,
sondern dort aufgestellt werden sollte, wo sich das Geschehen
zugetragen hat.

Bei der Erstellung eines Dichter- und Sängerdenkmal sind wir jedoch
nicht an einen bestimmten Ort gebunden. Es ist auch nicht zu erwarten,
dass aus dem Publikum lästige und schwer zu beantwortende Fragen
kommen, dass Zweifel geäussert werden, ob das Denkmal auch am
historisch rechten Ort stehe. Wir sind in diesem Punkt in unseren
Beschlüssen viel freier."

In diesem Punkt waren auch die Komiteemitglieder alle seiner Meinung.

" Nun bedenken sie doch, wem wir ein Denkmal setzen.

Es ist ein Dichter und Sängervater und nicht zuletzt ein früheres,
hoch geschätztes Mitglied unserer Kirchgemeinde. Wo glauben sie nun,
dass Tobler sein Denkmal haben wollte, wenn er selbst wählen könnte:
Auf der windigen Höhe von Vögelinsegg, in der Nähe des steinernen,
schlachtbereiten Senners, oder vor unserer Kirche, aus der ihn,
den Sängervater, jeden Sonntag die feierlichen Weisen umtönen,
wo er dem Klang selbst komponierter Lieder lauschen könnte?"

Aus den Gesichtern der Zuhörer war unverkennbar eine gewisse Zustimmung
zu lesen. Einzig das Gesicht von Prof. Sprecher war allmählich rot geworden.
Unser Pfarrer wusste indessen, dass er die Komiteemitglieder allein mit der
romantischen Vorstellung, der Tobler könne vor der Kirche seinen feierlichen
Weisen lauschen, nicht für seinen Standort gewinnen konnte und beeilte sich
deshalb, die Anwesenden mit stichhaltigeren Argumenten zu überzeugen.

" Ihr hofft, dass durch die Erstellung des geplanten

Denkmals der Zustrom der Fremden angeregt würde. Doch hat es
von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet einen Sinn, wenn dorthin,

wo bereits ein Denkmal steht, noch ein zweites gestellt wird?

Wohl besuchen die Fremden und Reisenden die Höhen von Vögelinsegg. Sie gingen auch dorthin, wenn kein Denkmal dort stünde, einfach der schönen Aussicht wegen. Sie blicken von dort auch auf unser lieblich gelegenes Dorf hinab. Doch wenn sie sich dann fragen und in ihrem Fremdenführer nachsehen, um zu erfahren, ob dieses Dörfchen da unten auch irgendwelche Sehenswürdigkeiten bietet, dann erfahren sie so gut wie gar nichts. Viele reisen von einer berühmten Stelle zur anderen, um danach mit dem Gesehenen prahlen zu können. Für solche Leute bietet unser Dorf gar nichts. Was heisst das schon, wenn zum Beispiel ein Basler zu Hause erzählt, er sei in Speicher gewesen?

Seine Zuhörer können damit nichts anfangen, weil ihnen der Ort nicht bekannt ist. Und mit dieser Mentalität der Reisenden müssen wir rechnen. Stünde das Denkmal dagegen hier unten, so würden mehr Fremde auch unser schönes Dorf besuchen. Wenn dem Tobler vor der Kirche ein Denkmal gesetzt wird, so ist dasselbe mitten im Dorf. Unsere gute Höhenluft macht die Leute hungrig. Sie essen und übernachten hier und geben ihr Geld hier aus. Glauben Sie nicht, es wäre vernünftiger, den Tobler hier unten zu ehren?"

Nachdem der Pfarrherr sein Pulver dergestalt langsam und bedächtig, doch in wohlüberlegten Dosen verschossen hatte, konnte er feststellen, dass sein Plan immer mehr an Zustimmung gewann. Jedenfalls hatte Abraham einen schweren Stand, denn der Standort auf der Höhe von Vögelinsegg liess sich kaum mit materiellen Vorteilen für das Dorf begründen. Zudem hatte er zu diesem Zeitpunkt bereits seine innere Ruhe verloren. Und darum sprach er:

" Ich bin wohl der einzige in diesem Zimmer, der mehr als nur oberflächliche Kenntnisse über die Erstellung eines Denkmals besitzt. Ich war schon im Jahr 1901 als einer der Initianten mit dabei, als das Denkmal auf dem westlichen Felsen erstellt wurde. Unser Pfarrherr mag damals in der Schule das Einmaleins geübt haben. Trotzdem werden meine Pläne von ihm in einer Art und Weise entstellt, wie das von einem Geistlichen wohl niemand erwartet hätte. Die Absicht des Pfarrers ist klar, er will Kunden werben, genau gleich, wie der Krämer da gegenüber auf der anderen Strassenseite. Der stellt anziehende Gegenstände in sein Schaufenster und der Pfarrer vor seinen Seelenschopf. Ich,"

und seine Stimme hob sich noch mehr und gab ihr damit etwas endgültiges, " ich lasse mein Denkmal nicht zu einem Schaufensterstück entwürdigen, verstanden meine Herren, der Tobler gehört auf die Höhe von Vögelinsegg, anders mache ich nicht mehr mit."

Nun fand der Gemeindepräsident, es sei an der Zeit zu vermitteln und einen Kompromissvorschlag zu machen. Dazu hörte er jeder Partei aufmerksam zu, zeigte für alle Argumente Verständnis und wusste seinen Kompromiss dann so überzeugend zu begründen, dass er fast immer angenommen wurde.

" Es steht gar nicht zur Diskussion, dass beide Vorschläge betreffend den Ort des zu schaffenden Denkmals sehr gut sind, ja es zeigen die Darlegungen, dass beide Männer vortreffliche Überlegungen anstellten und gute Verstandesarbeit geleistet haben. Beide vorgeschlagenen Orte sind, das steht fest, in jeder Beziehung würdig, das steinerne Bildnis eines unserer grössten Bürger zu tragen.

Die Höhe auf Vögelinsegg ist wohl die schönste im ganzen Land weit und breit, hat allerdings den Nachteil, dass der Platz erst teuer vorbereitet werden muss. Der Platz vor der Kirche dürfte wohl von der Kirchgemeinde, die ja das Denkmal vor der Kirche wünscht, gratis zur Verfügung gestellt werden. Oder nicht, Herr Pfarrer? Wir stehen also vor folgender Sachlage: Wir haben zwei ausgezeichnete Plätze für ein Denkmal, müssen jedoch nur bei einem Platz Geld für die Vorbereitung auslegen. Wäre es nun möglich, die für das eigentliche Denkmal reservierten Gelder zu teilen? Auch wenn wir uns dann kein eigentliches Denkmal mit Figur mehr leisten könnten, reichte es doch für zwei namhafte Steine mit Denktafeln an unterschiedlichen Orten.

So bestünde die Möglichkeit an beiden Orten, auf Vögelinsegg und hier in Speicher vor der Kirche ein recht hübsches Erinnerungsmal hinzusetzen. Ja, dieser Gedanke lässt sich noch weiter verfolgen.

Auf dem Platz vor der Kirche, der jeden Sonntag vom Klang feierlicher Weisen überflutet wird, könnte dem Tobler als Komponist und Sängervater gedacht werden, auf der Höhe von Vögelinsegg, dort wo die Lüfte in die Ferne ziehen, könnten ihn die Leute als Dichter würdigen.

So scheinen mir die jedem Platz innewohnenden Eigenschaften aufs Beste mit den Erinnerungssteinen abgestimmt, nicht nur bei der Kirche, sondern auch auf der Höhe von Vögelinsegg, ist es doch Dichterart, eher in den Wolken zu leben, als unter bodenständigen Menschen im Dorf. Was meinen Sie zu meinem Vorschlag?"

Diese Frage richtete er zuvörderst an Prof. Sprecher und den Pfarrer in der Hoffnung, den lästigen Standortstreit Dank seines Kompromisses nunmehr endgültig gelöst und beendet zu haben. Prof. Sprecher wollte eben zu einer Entgegnung ausholen, die seinen Gesichtszügen nach zu schliessen kaum zustimmend ausgefallen wäre, als Pfarrer Fingerzeig dazwischen brummte:

" Ich halte nach wie vor dafür, den Tobler nicht zu teilen,

sondern als Einheit, wie er lebte und wirkte, vor der Kirche zu verewigen.

Dagegen bitte ich Sie, sehr verehrte Anwesende, die Variante Vögelinsegg auch weiterhin im Auge zu behalten, mit dem Ziel, dort oben zu gegebener Zeit Herrn Prof. Sprecher als Historiker und Literaturprofessor ein Denkmal zu errichten."

Nach diesem Spott Pfeil des Pfarrers war Abraham weniger denn je geneigt, das Denkmal auf den Platz vor der Kirche zu stellen oder es, dem Vorschlag des Gemeindepräsidenten folgend zwischen Dorf und Vögelinsegg zu teilen. Er verlor die Geduld, sprang auf, rannte aus dem Sitzungszimmer, knallte die Tür zu und blieb dem Denkmalkomitee mehrere Wochen lang fern.

Das Denkmal entsteht

Ohne den Initianten des Denkmals war keines der Komiteemitglieder sonderlich darauf erpicht, dem begonnenen Werk durch eigenen Arbeitseifer und Schaffensdrang den notwendigen Impuls zur Weiterentwicklung einzugeben. Und es dauerte lange, bis Abraham seine innere Ruhe wiedergefunden hatte und sich zur weiteren Teilnahme an den Komiteesitzungen herbeiliess. Doch er kam wieder, und dies, ohne ihn allzu stark anzuhalten, schliesslich war es ja seines Geistes Kind, das es da aufzuziehen galt. Es ist nun einmal so: Die Menschen lassen sich leicht für ein Komitee gewinnen und alle sprechen überall gerne mit, doch die guten Ratschläge verwirklichen und in die Tat umsetzen, das ist dann doch der anderen Sache.

Abraham kehrte also wieder in den Schoss des Denkmalkomitees zurück, denn nachdem der Versuch, ihn für einen anderen Standortplan zu gewinnen, so kläglich misslungen ist, waren zu guter Letzt alle Mitglieder des Komitees mit dem Denkmalstandort auf der Höhe von Vögelinsegg einverstanden. Und die Komiteemitglieder und Pfarrer Fingerzeig waren froh, dass das Vorhaben doch noch gerettet werden konnte und wieder Fahrt aufnahm. Warum sollten sie dafür in der Standortfrage dem schwierigen Initianten gegenüber nicht eine Konzession machen?

Abraham freilich vergass den pfarrherrlichen Spott im Denkmalkomitee, man möge ihm zu gegebener Zeit ein Denkmal errichten, lange nicht. Vor diesem Vorfall war er der Meinung, der Pfarrer sei ein Wesensgleicher, beinahe ein Freund, der sich wie er für Bildung interessiert. Er hätte sich nicht vorstellen können, dass der Dorftheologe so wenig Taktgefühl besässe, das Komitee vor seinen Augen aufzufordern, ihm dereinst ein Denkmal zu errichten und ihn mit diesem Spott vor allen Anwesenden in ärgste Verlegenheit zu stürzen. Vor jener Auseinandersetzung im Komitee pflegte er, wenn in Gesprächen seinen Ausführungen nur halbwegs Glauben geschenkt wurde, und das kam gelegentlich vor, stolz zu sagen:

" Mein Freund Fingerzeig hat genau die gleiche Ansicht."

Von nun an pflegte er seinen Widersacher im Standortstreit selten mehr zu erwähnen, und wenn dies doch einmal in einem Gespräch unumgänglich war, belegte auch sein Wechsel in der Wortwahl den Abstieg des Pfarrers auf der Leiter der sprecherischen Wertschätzung. Er sagte nun nicht mehr:

" Mein Freund Fingerzeig erklärt..," sondern nur noch " der Pfarrer meint."

Die bitterste Stunde schlug Abraham und den anderen Komiteemitgliedern, als sie sich den finanziellen Gegebenheiten beugen und den Plan für ein richtiges Denkmal mit Sockel und Figur zu den Akten legen mussten, weil dies die zusätzlichen Kosten so erforderten. Wohl hätte der eingesammelte Betrag die Errichtung eines achtbaren Erinnerungsmals ermöglicht, wenn dasselbe eben auf einem Platz zu stehen gekommen wäre, der nicht erst für die Aufnahme des Denkmals hätte vorbereitet werden müssen. Der dafür vorgesehene Platz war jedoch noch nicht einmal vorhanden.

Vorerst lag dort nur ein Steinbruch und ein wüstes Loch mit Wasserpfützen. So musste ein erheblicher Betrag der für das Denkmal vorgesehenen Mittel abgezweigt werden einzig zur Herrichtung des Denkmalplatzes.

In den folgenden Wochen wurde der Steinbruch und seine sich tief in den Boden fressende Zufahrt mehr und mehr zugeschüttet. So blieb vom Felsen schlussendlich nur noch der oberste Teil, etwa ein Meter sichtbar. Auf diese verbleibende kleine Felskuppe kam nun das Denkmal, oder besser der Denkstein, denn nun reichte das Geld nur noch für ein schlichtes Erinnerungsmal aus einem behauenen Steinquader, der auf der Vorderseite Toblers Kopf im Profil zeigt und eine Widmung trägt:

" Dichter und Komponist unseres Landsgemeindeliedes "

und auf der Rückseite die ersten Worte des Gedichts:

" Alles Leben strömt aus Dir."

Trotz alledem sprach Abraham weiter vom Denkmal Toblers in einer Art und Weise, dass Uneingeweihten etwas von der Grösse der Freiheitsstatue in New York vorschweben musste. Als sich dann auf dem kleinen Felsen eines Tages eine Erhebung zeigte, wohl verborgen unter einer dicken Decke aus Blachen, hiess es, soeben sei mit den Bau- und Fundamentierungsarbeiten des Denkmals begonnen worden. Der kleine, verhüllte Buckel wuchs jedoch nicht mehr weiter und damit verschwand auch weitgehend das Interesse der Bevölkerung an dem geplanten Werk, denn viele Leute sind der Ansicht, es sei nur das bewundernswert, was gross und beeindruckend ist, besonders bei Denkmälern, Bankkonten und Schlagzeilen.

Abraham hingegen war durchdrungen von der Bedeutung seines Werks. Er bereitete die Feier zur Einweihung des Denkmals vor und überhaupt galt seine ganze Fürsorge dem Zustand des Denkmals und dessen Umhüllung. Jeden Tag kreiste er um den Tücherhaufen, und selbst in der Nacht drehten sich seine Gedanken um das Denkmal und plagte ihn die Angst, dass ihm ein Spötter oder Neider am Stein selbst einen üblen Streich spielen könnte. Schliesslich stellte er im Schoss des hohen Gemeinderats das Begehren, es sei ein ständiger Bewachungsdienst am Denkmal einzurichten, ja es seien zu diesem Zweck von der Gemeinde Wachtruppen vom Bund anzufordern.

" Denn," so begründete er seinen Antrag,

" alle Menschen seien nun so neugierig, wie das Toblerdenkmal aussehen wird, dass ununterbrochen Leute nach der Vögelinsegg hinaufschleichen, dort die verhüllenden Blachen aufheben und so ihre Neugierde zu stillen suchen. Damit verliere das schöne Denkmal schon früh jeden Reiz.

Wenn dann der Tag der Denkmaleinweihung komme, sei der Reiz der Neuheit und damit jeder Überraschungseffekt bereits verpufft, und die Leute werden durch die Schönheit und schlichte Grösse des Denkmals in keiner Weise mehr überrascht und gerührt."

Der Gemeinderat hat dann nach eingehender Beratung das Bewachungsgesuch Abrahams einstimmig abgelehnt, wie das in der Regel mit Gesuchen zu geschehen pflegt, die schwach begründet sind und Kosten verursachen. Abraham blieb also weiterhin sein einziger Wachsoldat.

Die Denkmalschändung

Als Abraham eines Tages, wie er dies schon oft getan hatte, einmal mehr behutsam Toblers Rock hob, um sich unter den Blachen vom guten Zustand seines Denkmals zu überzeugen, entdeckte er etwas entsetzliches. Höchst entrüstet liess er die Blachen sinken und marschierte eilends und den Stock drohend schwenkend von der Höhe ins Dorf hinab. Er hatte wieder einmal Recht behalten.

Als Mitglied des Gemeinderats und Verwalter der Gemeindekasse verlangte er unverzüglich die Einberufung einer ausserordentlich dringenden Sitzung. Diesem Begehren wurde entsprochen, wohl weil der Gemeinderat auch noch andere Geschäfte zu erledigen hatte. Dennoch verliessen die ratsherrlichen Handwerker und Bauern erstaunt und neugierig den Arbeitsplatz, um sich zu versammeln. Manch einem schlug das Herz schneller ob dem unerwarteten Aufgebot und so manche Ratsfrau mag ihrem ratsherrlichen Ehemann vor der Sitzung ins Ohr geflüstert haben, sie werde dann aufbleiben und warten, bis er nach Hause komme, um den Grund dieses ungewöhnlichen Schritts noch erfahren zu können. Und die ratsherrlichen Ehemänner mussten ihren Frauen versprechen, ja nicht nach der Sitzung den ganzen Abend beim Kartenspiel zu verbringen, denn die Nachbarin und die anderen Leute im Dorf seien auch schon ganz aufgeregt und alle fragten sich, was denn plötzlich so Wichtiges zu erledigen sei.

Es konnten, darüber waren sich die Leute einig, eigentlich nur zwei Dinge in Frage kommen: entweder stimmt etwas mit der Gemeindekasse nicht, oder es waren die unberechenbaren Deutschen im Begriff, unser friedliches Land zu überfallen. Doch Abraham liess sich auch dann noch nicht zu Erklärungen herbei, als sich die Ratsherren endlich im Dorf versammelt hatten.

" Mitkommen,"

brummte er lediglich und zeigte mit seinem Spazierstock Richtung Vögelins-egg. Der Zug der Gemeinderäte setzte sich in Bewegung, an der Spitze mit zielbewusstem und energischem Schritt, Abraham.

" Oh Gott," dachte mancher,

" es geht dorthin, wo wir so weit in die deutschen Lande hinein sehen.

Was will man uns wohl zeigen?"

Doch oben angelangt zeigte Abraham nicht etwa in die Ferne, sondern in die unmittelbare Nähe, auf das verhüllte Denkmal. Er beorderte die Gemeinderäte im Halbkreis vor den Haufen von Blachen und wartete mit versteinertem Gesicht, es war wie die Ruhe vor dem Sturm, bis endlich alle Ratsherren schwiegen, etwas das gerade denjenigen oft am schwersten fällt, die sonst im Rat nie einen Laut von sich geben.

Gleich einem alttestamentarischen Propheten, der im Begriff steht, seinem Volk zu verkünden, dass seine verehrungswürdigsten Heiligtümer in Gefahr seien, stand Abraham neben dem regennassen Denkmal, hob die Hüllen mit theatralischer Geste über den Stein und donnerte, mit seiner Hand auf den Toblerkopf weisend, nur das eine Wort: " Denkmalschändung."

Und es enthielt dieser Ausruf auch noch den Unterton des Vorwurfs, dass der hohe Gemeinderat solche Schandtaten an der Kultur hätte verhindern können, wenn sein Antrag auf Bewachung des Denkmals vom Rat in befürwortender Weise behandelt worden wäre. Sichtlich erschrocken über den dramatischen Auftritt Abrahams und das Wort Denkmalschändung eilten die Mitglieder des Gemeinderats zu dem enthüllten Denkmal und drängten sich vor den Kopf Toblers, um die Schändung mit eigenen Augen zu betrachten. Doch keiner der Gemeinderäte vermochte etwas auffälliges zu entdecken. Es war nur eine leichte Enttäuschung spürbar, die sich unter ihnen verbreitete, denn nach dem grossen Aufheben, das Abraham Sprecher über das Kunstwerk unter den Blachen gemacht hatte, hatten sie sich etwas imposanteres vorgestellt. Stattdessen wurde ein einfacher Denkstein sichtbar, auf dessen Vorderseite lediglich Toblers Kopf prangte und etwas tiefer die eingehauene Schrift mit der Widmung zu erkennen war. Eigentlich nur wie der Grabstein eines besseren Mannes, ging es dem Gemeindepräsidenten durch den Kopf. Nun, sie alle sahen den Stein des Sängervaters Tobler, doch wo mochte der Stein des Anstosses liegen? Das erschrockene Aussehen der Räte machte eher einem Ausdruck des Zweifels Platz.

Schliesslich fragte einer, dem es egal war, als künstlerischer Ignorant zu gelten, wo genau die Schändung zu suchen sei. Prof. Sprecher, sehr erstaunt darüber, dass keiner der anwesenden Gemeinderäte die in seinen Augen so bedeutende Denkmalschändung zu entdecken vermochte, liess sich endlich zu genaueren Erklärungen herab:

" Die Nasenform,"

dozierte er wie in der Schule und zeigte auf die Nase,

" ist gleichsam der äussere Ausdruck der Persönlichkeit, was schon die alten Griechen und Römer erkannten und wie sich dem Eingeweihten aus ihren Schriften zeigt. Die äussere Form der menschlichen Nase galt schon in der Antike als ein Verweis auf das Wesen ihrer Träger: Menschen mit einer kleinen Nase sind sehr feinfühlig, lieben das Familienleben und zeigen sich stets grosszügig, lange Nasen zeigen Geistesschärfe und Gerechtigkeit an, gebogene Adlernasen sprechen von freigiebiger, leidenschaftlicher und kreativer Art, eher runde Nasen stehen für den Charakter der Genussmenschen.

Hildegard von Bingen sprach einst über die Nase als eine der Fensteröffnungen des Gehirns und hielt sie für wichtig als Abführweg des kalten und feuchten Unrats, den die üblen Säfte im Gehirn hinterlassen haben. Die Nasenlöcher sind wie auch Mund und Ohren einem alten Aberglauben zufolge mögliche Eintrittspforten für Geister und Dämonen und darum bei Gefahr zuzuhalten oder abzudecken.

Die Form der Nase gibt jedem Gesicht sein einzigartiges Gepräge.

Jemandem die Nase zu schädigen oder abzuschneiden bedeutet, die Persönlichkeit des Menschen herabwürdigen. Bei den alten Ägyptern war das Abschneiden der Nase eine Strafe für Ehebruch und auch bei den Römern kam diese Bestrafung bei Ehebrechern zur Anwendung.

Julius Cäsar wandte das Abschneiden von Nasen und Ohren im römischen Heer gegen seine sträflichen Krieger an, und wir finden diese Strafe selbst noch im oströmischen Reich, wo Kaiser Justinian sie anwandte. Über eine solche Bestrafung rümpfen wir heute die Nase, doch wir können uns auch an die eigene Nase fassen, jemand eine Nase drehen und an der Nase herumführen, der Nase nachgehen und auf die Nase fallen, die Nase hochziehen und in den Wind halten, eine goldene Nase verdienen, auf der Nase herumtanzen und die Nase schädigen. Und so schreckliches ist hier geschehen.

Unser grosser Sängervater Tobler ist auf die schönste Art und Weise in seiner Persönlichkeit beschädigt worden.

Sehen sie diese Delle, diese Vertiefung hier im Nasenflügel?

Ein bildungsloser Bengel hat hier mit einem Stein gekratzt.

Ist das nicht eine Schandtät an der Kultur?"

Wieder steckten alle Ratsherren am Denkmal des Tobler die Köpfe zusammen, um die lange gebogene Nase des Sängervaters noch einmal gründlich in Augenschein zu nehmen. Tatsächlich musste der Sängervater in letzter Zeit etwas gealtert sein, denn er hatte eine Delle an der Nase bekommen. Es hätte zwar wohl keiner der anwesenden Ratsherren sicher sagen können, ob die Delle im Nasenflügel Toblers dem ursprünglichen Bildnis angehörte oder erst nachträglich dazugekommen sei. Und doch liessen sich allmählich einige der jüngeren Ratsherren davon überzeugen, dass hier eine Schandtät vorliegen müsse. Wenn ihr ehemaliger Schullehrer in Sachen Bildung und Kultur, dieser Experte, der in literarischen und kulturellen Dingen die Nase immer so weit vorn hat, dies mit solcher Entschiedenheit behauptete, musste doch etwas daran wahr sein.

Obwohl folglich nur die jüngeren Gemeinderäte der Untat an dem noch nicht einmal enthüllten Denkmal Glauben schenken mochten, wies Abraham bei jeder Gelegenheit darauf hin, dass hier einer, der rechtzeitig gewarnt hatte, im Nachhinein Recht behalten habe. Im Gemeinderat stellten jedoch die älteren Ratsherren die Mehrheit, und diese waren auch jetzt noch nicht dazu zu bewegen, ein Gesuch zur Bewachung des Denkmals an die zuständigen Stellen weiterzuleiten und zudem noch zu empfehlen. Sie wussten von Abrahams Neigung, seinen Willen mit dramatischen Auftritten durchzusetzen und waren von der Schändung partout nicht zu überzeugen. Dagegen waren die Räte bereit, einen Beschluss zu fassen, wonach die Ursache der von Abraham entdeckten Delle zu klären sei. Zur Bewältigung dieser Aufgabe wurde eine spezielle Kommission gewählt, welcher die unverheirateten und in der Regel kinderlosen Ratsherren anzugehören die Ehre hatten, denn die Väter unter den Gemeinderäten bewahrten sich gegenseitig in stillem Einvernehmen vor der Mitgliedschaft in dieser Kommission. So schützten sie sich vor lästigen Gewissenskonflikten für den Fall, dass die eigenen Kinder in die Schandtät verwickelt sein sollten. Im Übrigen erschien dem Gemeinderat das am Stein beaugenscheinete Geschehen, dessen Ursache noch der Aufklärung bedurfte, weder sonderlich welt- noch gemeindebewegend.

Die Nonne Caroline Rudolphi

Wiederum sass das Denkmalkomitee bei einer Sitzung. Dichter Qualm füllte das Nebenzimmer der Wirtschaft zur "Harmonie." Prof. Sprecher referierte über den Abschluss der Bauarbeiten, und nach einem neuerlichen Seitenhieb wegen der mangelnden Unterstützung bei der Bewachung verbreitete er sich über die Organisation des Festes, anlässlich dem die Einweihung des Denkmals stattfinden sollte. Als er nach längerer Rede geendet hatte, drückten die Gesichter der anwesenden Komiteemitglieder nicht gerade viel Zustimmung aus. Es war Pfarrer Fingerzeig, der die Bedenken aller in Worte fasste:

" Mein lieber Freund, Sie planen ja zur Einweihung dieses schlichten Denksteins ein Fest, wie es die römischen Kaiser zur Einweihung ihrer Triumphbogen abzuhalten pflegten. Vergleichen Sie die schlichte Feier, die wir Kirchgenossen abhielten, als die neuen farbigen Kirchenfenster eingeweiht wurden. Und dies, obwohl die Kirchenfenster an einen Höheren erinnern, an denjenigen, dem eigentlich die grösseren Gedenkfeste gebührten. Doch auch Tobler war ein schlichter Mann und sein Denkstein ist, wie die äusseren Umrisse erahnen lassen, einfach und schlicht. Warum sollte nicht auch die Einweihungsfeier entsprechend durchgeführt werden?"

" Der Pfarrer muss mir immer widersprechen,"

grollte Prof. Sprecher zu den übrigen Komiteemitgliedern gewandt.

" War er es vielleicht, der die Blachen hob und das Kunstwerk beschädigte? Vielleicht aus Neid, weil es nicht vor die Kirche zu stehen kam?"

" Mein lieber Professor, dass ich die Hüllen des Denkmals kürzlich einmal hob, stimmt, doch nicht zur Schändung des Steins, sondern um unser Komitee vor Schande und Spott zu bewahren. Haben Sie schon die Neuigkeit über unser Landsgemeindelied gehört und bedacht, was dies für die Inschrift auf dem Stein bedeutet?"

" Vor Spott zu bewahren? Ist die Schrift jetzt auch noch beschädigt?"

Er beäugte seinen Widersacher mit einem misstrauischen Blick.

" Nein, doch wir täten gut daran, sie noch vor der Einweihung zu berichtigen.

" Zu berichtigen?"

" Ja, so meine ich es. Wir erinnern uns wohl alle an das erste Denkmal auf der Vögelinsegg, an den steinernen Senner mit dem Morgenstern, und an den Streit über den Standort und die Gestaltung? Wollen wir wieder solche Scherereien?"

Jetzt hörten alle gespannt zu. Prof. Sprecher bebte, weil es hier einer wagte, diesen längst vergessenen geglaubten Zwist ein weiteres Mal zu erwähnen. Pfarrer Fingerzeig zog lächelnd einen Zeitungsausschnitt aus seiner Tasche.

" Die Inschrift auf dem Stein:

DICHTER UND KOMPONIST UNSERES LANDSGEMEINDELIEDES
ist falsch. Sängervater Tobler ist nur der Komponist des
Landsgemeindeliedes.

Dichterin ist eine Nonne aus Deutschland, da lesen Sie selbst." Dabei schob der Pfarrer Prof. Sprecher einen Ausschnitt aus der Neuen Zürcher Zeitung zu.

Es dauerte eine Weile, bis Prof. Sprecher die Zeitungslektüre beendet hatte. Er las den Text sicher zwei bis drei Mal gründlich durch. Dann liess er sich vernehmen:

" Das ist nun wirklich bodenlos unerhört, so unerhört, dass es niemals wahr sein kann. Unser appenzellisches Landsgemeindelied, das Lied, das jeden echten Appenzeller in der Fremde zu Tränen rührt, das einzige Lied, bei dem sich die Appenzeller von den Sitzen erheben, dieses Lied, das nur bei sehr wichtigen und sehr ernstesten Gelegenheiten gesungen wird, dieses Lied, dessen Singen gleich viel wiegt und in eine ebenso feierliche Stimmung versetzt wie der Besuch eines Gottesdienstes, ja das jeweils am Landsgemeindesonntag gesungen wird, dieses Lied, das vielleicht das einzige gemeinschaftliche Gut ist, das in den Herzen aller Appenzeller der äusseren Rhoden wurzelt, dieses Lied soll nicht der eigenen Scholle entstiegen sein?

Das ist einfach unmöglich !

Wenn dieses Elaborat der Zürcher Zeitung stimmt, wie peinlich wäre dies für zehntausende Männer unserer Landsgemeinde, die nunmehr seit hundert Jahren, also seit vielen Generationen ein Lied anstimmen, das eine Nonne gedichtet haben soll, wie peinlich wäre es, wenn unser grosser Sängervater von einer Frau, die nicht einmal der eigenen Scholle verbunden war, ein Gedicht entgegengenommen und vertont hätte, ja, wenn dieses Lied aus Frauenhand zum ersten Kulturgut von Land und Volk geworden wäre.

Das müsste ja den Wert des Toblerdenkmals direkt vernichten.

Sie sehen doch alle selbst ein, dass solche Behauptungen nichts anderes als Schund sein können. Ich werde mir überlegen, ob ich mich bei der Neue Zürcher Zeitung beschweren soll, hat sie doch mit diesem ungläubwürdigen Artikel die Ehre von uns Appenzellern aufs Tiefste verletzt."

Tagelang sann Abraham über diese schier unvorstellbare Behauptung nach. Selbst seine Eltern und Grosseletern mochten sich einst gut erinnern, wie sie in ihrer fernliegenden Jugendzeit in der Schule gelehrt worden waren, das ehrwürdige Landsgemeindelied sei von Johann Heinrich Tobler gedichtet und komponiert worden. Er, Abraham selbst, hatte dies viele Jahre im Unterricht so vermittelt und dabei immer mit grossem Stolz auf Toblers Dichtkunst und seine Urheberschaft an Text und Melodie des schönsten Liedes der Heimat verwiesen. Für ihn stand ein für alle Mal fest, dass das Landsgemeindelied allein dem Boden seines geliebten Heimatkantons entwachsen sein konnte und es war darum nach seiner Meinung ganz und gar unmöglich, dass eine aussenstehende Person den zum besten Volksgut gewordenen Liedertext verfasst haben könnte. Noch ungläubwürdiger schien ihm diese Geschichte, wenn er die Person der angeblichen Dichterin ins Auge fasste:



Eine Nonne soll die Schöpferin des Landsgemeindeliedes sein, das musste sein ganzes religiöses Weltbild erschüttern. Vor seinem inneren Auge sah er so manchen seiner Zeitgenossen beim Lesen jenes Artikels ungläubig den Kopf schütteln und sich die Gedanken zurechtlegen, warum es unmöglich sein kann, dass eine Nonne, eine ganz und gar dem Katholizismus verfallene Person in Sachen Dichtung ein so anbetungswürdiges Werk wie das Landsgemeindelied vollbringen könnte. Diese Caroline Rudolphi soll es verstanden haben, Verse zu dichten und niederzuschreiben, die zum tiefsten Volksgut einer rein protestantischen Bevölkerung werden konnten?

Und so war Abraham, wie noch eine lange Reihe anderer wichtiger Persönlichkeiten der alten Garde der unerschütterlichen Meinung, dass der Artikel in der Neuen Zürcher Zeitung nichts anderes als eine Zeitungsente sein konnte, ja, Abraham überlegte sich allen Ernstes, ob nicht eventuell sein Widersacher Fingerzeig diese Zeitungsente geboren haben könnte, um ihm einen Streich zu spielen. Jedenfalls glaubte Abraham lieber weiter an das, was er schon immer geglaubt hatte, denn glauben ist leichter als denken und die Ablehnung einer anderen Einstellung oftmals dann am stärksten, wenn der Zweifel an der eigenen am grössten ist.

Anders Pfarrer Fingerzeig. Er hatte schon von der ausländischen Dichterin und ihren Leistungen gehört und schien den Artikel aus der Zürcher Zeitung zum Ärger der zahlreichen traditionsverbundenen Dorfbewohner zu glauben. Jedenfalls führte er in der folgenden sonntäglichen Predigt aus:

" Die Verse unseres Landsgemeindeliedes sollen aus dem Norden zu uns gekommen sein. Dort hat sich Caroline Rudolphi nicht nur als Dichterin, sondern auch als Schriftstellerin und Lehrerin einen Namen gemacht. Sie gründete ein Erziehungsinstitut und setzte sich für die gleichberechtigte Bildung von Jungen und Mädchen ein. Wie Rousseau und Pestalozzi vertraute Sie auf die natürliche, zwanglose Entwicklung des Kindes. Ihre hinterfragende Unterrichtsmethode war so erfolgreich, dass Sie auch der „weibliche Sokrates“ genannt wurde. Ihr Haus war ein Treffpunkt der gebildeten Gesellschaft und ein Zentrum der geistigen Elite im deutschsprachigen Raum."

Und es gelang dem Pfarrer am Beispiel des Landsgemeindeliedes darzutun, wie befruchtend der kulturelle Austausch über alle Grenzen hinweg und die Offenheit gegenüber anderen Einflüssen sein kann.

Abraham erlebte nochmals eine Enttäuschung, als die Appenzellerzeitung den Artikel von der Zürcher Zeitung genau so übernahm. Er hätte es niemals für möglich gehalten, dass die grösste Zeitung im Kanton so wenig Ehrgefühl besässe, diesen ungläubwürdigen Artikel so kurz vor der Denkmaleinweihung zu veröffentlichen und damit den Sängervater und sein Schaffen abzuwerten. Ohnehin schon von manchen Patrioten enttäuscht, die nach der Predigt des Pfarrherrn die Deutsche als Dichterin zu akzeptieren begannen, vermochten ihm nunmehr weder die Bestrebungen von Frau Prof. Sprecher, noch die der Komiteemitglieder die Freude an seinem Werk zurückzugeben und ihn zur weiteren Teilnahme an den Sitzungen zu bewegen.

Da ebnete Pfarrer Fingerzeig den Weg. Er ermöglichte es Abraham, sein Vorhaben fertig zu stellen, ohne die Urheberschaft der Caroline Rudolphi am Text des Landsgemeindeliedes anerkennen zu müssen und ohne die Inschrift auf der Vorderseite des Steins der Kritik auszusetzen. Eher beiläufig wies er nämlich darauf hin, und er war nicht wenig stolz darauf, Abraham die Freude an seinem Denkmalprojekt zurückgegeben zu haben, dass sich der Text des Liedes aus lauter Bibelsprüchen zusammensetzt. Die Nonne hatte nicht viel selbst gedichtet, sondern lediglich in der ganzen Bibel nach Sätzen gesucht, welche Sie kunstvoll wie ein Mosaik zum Text des Landsgemeindeliedes zusammengefügt hatte. Diese Ausführungen des Pfarrherrn brachten Abraham zu folgender Einsicht:

Es kann folglich niemand mit Recht behaupten, Caroline Rudolphi sei die Verfasserin des Landsgemeindeliedes. Die Bibelsprüche sind Allgemeingut und unser Landsgemeindelied ist darum nicht gedichtet, sondern nur durch Aneinanderreihen dieses Allgemeinguts in seiner heutigen Form entstanden. All die Zeitungsschreiberei fusst allein auf der mangelnden Kenntnis über die Herkunft althehrwürdigen Volksguts, das gereift ist aus Allgemeingut, genau so, wie wenn sich in einer Flüssigkeit aus einem bestimmten Punkt heraus im Laufe der Zeit ein schöner Kristall bildet.

So kam es denn, dass die Einweihung des Denkmals verschoben wurde. Der Sängervater war jetzt nur noch Komponist des Landsgemeindeliedes und der Bildhauer gehalten, die Inschrift am Denkmal zu berichtigen.

Redeproben

Der grosse Tag der Denkmaleinweihung rückte näher. Am Vortag, einem Samstag, war ganz prächtiges Herbstwetter, das Wetter, das die Horizonte klärt und den Blick in unendliche Weiten öffnet. Dem schönen Tag folgte eine sternklare Nacht, die Hügel und Weiten vom Mondlicht gebleicht, die Wald-ränder im Schatten geschwärzt. Ein kühler Wind wehte über die Höhe von Vögelinsegg hinunter zum nahegelegenen Dorf am Fuss der Anhöhe, blies durch die Äste und Blätter der Kastanienbäume auf dem Kirchhügel, summte leise am Blechdach der Kirche und in den Jalousien des Glockenturms und bestrich die Fenster des Studierzimmers, wo Pfarrer Fingerzeig soeben das vorbereiten und proben seiner Sonntagmorgenpredigt beendet hatte. Hierzu hatte er das Fenster geschlossen, teils weil er ein verblassen seines Ruhms als freier Redner vermeiden wollte, wenn die Menschen gehört hätten, was für langer und gründlicher Vorbereitungen es bedurfte, um den von ihnen so gelobten freien Vortrag auf der Kanzel zu erzielen, teils einfach darum, um den Schäfchen seiner Gemeinde die Kostbarkeiten der sonntäglichen Predigt nicht schon jetzt und zu unpassender Stunde zukommen zu lassen. Nun, da nicht mehr zu befürchten war, dass die Gäste an den offenen Fenstern der benachbarten Wirtschaften seine Predigt womöglich bei Bier und Brissago mithören konnten, öffnete er das Fenster seiner Studierstube weit, beugte sich hinaus und atmete tief ein.

Hierbei vernahm er nicht nur das Säuseln des Winds in der Nacht, sondern immer mal wieder ganz unbekannte, sonderbare, lauter und leiser werdende Töne, die gleichsam auf dem Rücken des Winds auf ihn zu flirrten. Es war kein Lärm aus den Wirtschaften rund um den Kirchhügel, der zu ihm herauf drang, ganz im Gegenteil, diese seltsamen Laute trug der Wind von der Höhe von Vögelinsegg zu ihm hinunter. Wer nun vermutet, Pfarrer Fingerzeig habe am offenen Fenster seines Studierzimmers gehofft, dass die Botschaft eines überirdischen Wesens das Ohr des demütigen Dieners am Glauben erreicht, der irrt sich. Auch Pfarrherren sind durchaus geneigt, die Ursache unerklärlicher Erscheinungen in erster Linie auf rationalem Weg zu begründen. Ja, so widersinnig es scheinen mag, es ist, beginnend mit der Aufklärung, doch so: Je mehr ein Pfarrherr seine Predigten und sonstigen Ausführungen auf den Rationalismus gründet, um so grösser ist der Kreis der Gemeindemitglieder, die an ihn und das was er lehrt, glauben.

Pfarrer Fingerzeig rief also seinen Sohn herbei und bat ihn, er möge sich neben ihn ans Zimmerfenster stellen. Eine Zeitlang war nun allerdings nichts mehr zu hören, ausser dem gedämpften Lärm aus den Wirtschaften um den Kirchhügel und ab und zu das Läuten einiger Kuhglocken, deren Trägerinnen noch irgendwo in der weiten Nacht draussen am weiden waren. Doch dann kamen von Neuem diese sonderbaren, unbekanntenen Laute durch die Nacht.

" Hörst du's?" fragte der Pfarrherr seinen Sohn.

" Ja "

" Was mag das wohl sein?"

" Wäre ich im Gebirge, dann würde ich vermuten, ein verirrter Bergsteiger rufe in den Felsen oben um Hilfe."

" Ich glaube auch, dass diese Laute von einem Menschen stammen, doch scheinen mir die einzelnen Töne keine Hilferufe zu sein."

Als Pfarrer hatte er im Laufe seiner Amtszeit einen guten Sinn für den Klang der menschlichen Stimme entwickelt.

" Wäre es möglich, dass es hier noch zu hören ist, wenn auf der Vögelinsegg oben einige Leute in Streit geraten sind?"

" Kaum zu glauben, jedenfalls müssten die nicht nur streiten, sondern brüllen, einander aus Leibeskräften anbrüllen."

" Ich werde mal nachsehen gehen."

Und ehe der Pfarrherr seinen Sohn davon abhalten konnte, um ihn über die Gefahren gewalttätiger Streitereien aufzuklären, war derselbe verschwunden. Diese Aufklärung wäre zwar wohl kaum nötig gewesen, doch Eltern neigen nun mal dazu, ihre Kinder auch darüber belehren zu wollen, was diese schon längst besser wissen. Pfarrer Fingerzeig wollte zunächst selbst in die Nacht hinaus gehen und nach dem Grund dieser seltsamen Laute suchen. Er hielt es in aller Regel für seine Pflicht, auf Streitende zuzugehen, um mit ihnen zu sprechen, und, an ihre Vernunft appellierend, wieder zu friedlichem Umgang miteinander zu bewegen. Obwohl das pfarrherrliche Pflichtbewusstsein auch diesmal zu einem Versöhnungsversuch mahnte, rechtfertigte der Blick auf die Uhr das Unterlassen eines solchen zu dieser fortgeschrittenen Stunde, denn verbissen Streitende sind oftmals nicht schnell zu besänftigen. Der Pfarrherr begab sich also zu Bett, auch erwägend, dass ein frischer und ausgeruhter Pfarrer die versammelte Gemeinde am Sonntagvormittag eindrücklicher zu belehren verstünde als ein Diener am Wort, dessen Sammlung am Vorabend allzu sehr beeinträchtigt wurde.

Der Sohn des Pfarrherrn und seine zwei Freunde durchstreiften indessen wieder eifrig die Gegend, denn eine solche mondhelle Nacht hat es in sich, jugendliche Herzen zu Abenteuern anzustiften. Und tatsächlich gelangten sie, den abgerissenen Tönen und Lauten folgend, mehr und mehr auf die Höhe von Vögelinsegg. Als sie sich dem höchsten Punkt der Strasse näherten, wurden die vom Wind herbeigewehten Laute zusammenhängender und ihre Lautstärke wuchs. Und dann erreichten die drei Buben den neu geschaffenen Platz über dem zugeschütteten Steinbruch, erkannten in der Dunkelheit ein Rednerpult und auf demselben Prof. Sprecher, der seine Rede zur Denkmaleinweihung probte. Er sprach mit einer gewaltigen Lautstärke, wohl wissend, dass seine Einweihungsrede nur dann den Stempel des Persönlichen tragen und gelobt würde, wenn sie überall gut zu hören war, das Herz ansprach, Fehler in der Rhetorik vermied und die Menschen zu überzeugen vermochte. Auch freute er sich darauf, sein Wissen einem breiteren Publikum darbieten zu können, darunter den Spöttern und Aufschneidern, ist den Mittelmässigen doch ohnehin nichts so verhasst wie Überlegenheit im Geiste. Zudem bot die Denkmalrede Gelegenheit, vor vielen einfachen Leuten zu sprechen und ihr Interesse an Kultur und Bildung zu fördern.

Die Denkmaleinweihung

Der grosse Tag kam. Weithin wölbte sich blauer Himmel über der Höhe von Vögelinsegg, als zu Beginn des Nachmittags viele Einwohner von Speicher und Umgebung, Besucher und Gäste auf der Höhe von Vögelinsegg zusammenströmten, um der Denkmaleinweihung beizuwohnen.

Allgemein wurde begrüsst, dass der Steinbruch, der hier so gänzlich fehl am Platze war, nicht mehr existierte und an seiner Stelle zwischen den beiden Felsen des Durchbruchs ein grosser Platz geschaffen wurde, welcher fortan den Besuch der Höhe und der zwei Denkmäler viel einladender gestaltet. Mit der Beseitigung des Steinbruchs ist tatsächlich eine grosse Verschandelung einer schönen Stelle der Natur weitgehend behoben worden, und so schien es fast allen Einheimischen, Besuchern und Gästen der Denkmaleinweihung, dass die Umgebungsarbeiten zum Denkmal mindestens so wichtig waren wie die Schaffung des Denkmals selbst.

Unter den vielen Gästen, die sich zu der Denkmaleinweihung eingefunden hatten, befand sich auch Herr Bundesrat Baumann. Dieser einzige Appenzeller, der bislang die höchste Behörde unseres Landes schmückte, war aus Bern angereist, und es bereitete ihm ein sichtliches Vergnügen, an dieser Einweihungsfeier im Kreis seiner Heimatgenossen teilzunehmen. Der Zufall wollte es, dass Bundesrat Baumann in diesem Jahr auch das Präsidium der höchsten Landesbehörde inne hatte.

Prof. Sprecher, der nach einigen gelungenen Darbietungen der Dorfmusik mit gewaltiger Rede zu sprechen anhub, versäumte nicht, auf die Anwesenheit des derzeitigen Bundespräsidenten mit allem Respekt hinzuweisen, um den vielen Besuchern die besondere Bedeutung der bevorstehenden Denkmaleinweihung vor Augen zu führen. So rief er schon in seinen einleitenden Worten nachdrücklich und selbstbegeistert:

"Dadurch, dass unser schweizerischer Bundespräsident diesem Ereignis beiwohnt, wird diese Denkmaleinweihung zu einem gesamteidgenössischen Ereignis gestempelt."

Nach eingehender Begrüssung auch der anwesenden Regional- und Lokalgrössen fuhr er fort:

"Nie wird es die heutige appenzellische Generation vergessen können, dass eines Fussballspiels wegen diese Feier zur Denkmaleinweihung nicht im Radio übertragen werden konnte. Damit sind nicht nur die zu Hause gebliebenen Appenzeller, sondern das ganze Schweizervolk der Möglichkeit beraubt worden, dieses grosse Ereignis unmittelbar verfolgen zu können. Doch ist dies nicht ein Zeichen der Zeit?"

Der Geist, der noch den Vertretern meiner Generation in so hohem Mass innewohnte, dieser Geist, den schon die Griechen hochgepriesen haben und den gebildeten, kultivierten Menschen auszeichnet, ist beinahe gänzlich ausgestorben.

Und es ist einfach unsagbar traurig, ja empörend, dass die Einweihung dieses Denkmals für einen unserer grössten Geisteshelden, dass

das Entzünden dieser Erinnerungsfackel, die aus einer bessern Zeit in unsere geistlose Nacht hinein zu leuchten berufen ist, eines schnöden und so lächerlichen Anlasses wegen nicht im Radio übertragen werden konnte, eines Anlasses wegen, bei dem zwei Dutzend geistlose und aufgeblasene Muskelhaufen einem noch stärker aufgeblasenen Ball nachlaufen, welches Durcheinander trotz allem Gejohle in ein paar Tagen gerechterweise schon wieder gänzlich der Vergessenheit anheimgefallen ist. Unser schweizerisches Radio ist tief gesunken, wenn solche Meilensteine des Geisteslebens, wie diese Denkmaleinweihung, von ihm nicht mehr Wert befunden wird, den Menschen vorgesetzt zu werden.

Wie kann nun unser Volk noch Kenntnis von diesem Ereignis erhalten? Wo findet sich ein Kündler dieses Einweihungsfestes? Die grosse Tragik unserer Zeit will es, dass dieses Fest zur Verherrlichung eines grossen Geistes vom Ungeist der Zeit totgeschwiegen wird. Schon einmal gab es eine solche Zeit. Es war dies nach der Antike, deren geistige Helligkeit bislang nicht mehr erreicht worden ist, als das dunkle Mittelalter kam. Damals, so vor etwas mehr als 1000 Jahren, gab es in den deutschen Landen nur eine einzige Stätte, wo der Geist gepflegt worden ist, wo kleine und grosse Probleme in bestem Latein diskutiert, Bibliotheken angelegt, Lieder geschaffen, Gedichte verfasst und Schüler unterrichtet wurden. Und das war, darauf dürfen wir stolz sein, im Kloster St. Gallen, welches hier zu unseren Füßen liegt. Auch damals lag Dunkelheit über den weiten Ebenen nordwärts den Alpen, und es brannte nur diese Fackel, welche der Missionar und Mönch Gallus aus Irland hier im grossen Arbonerforst entzündet hat. Auch damals wären viele Taten des Geistes und der Kultur in den weiten barbarischen Landen ohne Echo verhallt, genau so, wie unsere Feier heute, wenn nicht zahllose Mönche generationenlang in der Stille ihrer Klause alles Geschehen aufgezeichnet hätten, so dass sich die Nachwelt ein genaues Bild von dem Leben und der Grösse jener Zeit machen kann, selbst heute noch, nach mehr als 1000 Jahren. Doch wo ist der Chronist, der diese Kulturtat hier der Nachwelt überliefern würde?

Es ist jammerschade, dass so grosses Geschehen ohne Widerhall in der Weltgeschichte verklingen muss. Zeitung und Radio finden kein Interesse daran. Stattdessen werfen nebensächliche Ereignisse einen viel zu langen Schatten, wenn die Sonne tiefer steht.

Und die heutige Generation, die zu bilden ich mir so viel Mühe gegeben habe, und die hier Zeuge eines kulturellen Ereignisses sein könnte, hat weder Interesse noch Geistesbildung genug, diese so denkwürdige Denkmaleinweihung einer vielleicht geistigeren Nachwelt zu überliefern. Wir stehen darum, liebe und verehrte Zuhörer, heute schlimmer da als im dunkelsten Mittelalter, als die Chronisten mit viel unbedeutenderen Vorgängen des Geisteslebens die Bände der heute so berühmten Stiftsbibliothek füllten."

Und dann fuhr er fort in jenem Stil von gutem, gepflegtem, doch stets etwas schwülstigem Deutsch, welches Redner, deren Denken noch in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg wurzelt, meist auszuzeichnen pflegt. Er rühmte all die Verdienste des Jubilars und nahm auch zur Debatte über die Herkunft des Landsgemeindeliedes Stellung. Selbst wenn ein Teil des Gedichts nicht von Tobler stammen mochte, so sei es doch allein ihm zu danken, der Rudolphi durch seine herrliche Vertonung nunmehr zu Beachtung und Ansehen verholfen zu haben. Er zitierte die letzte Strophe des Landsgemeindeliedes:

" Deiner Gegenwart Gefühl

Sei mein Engel, der mich leite,
Dass mein schwacher Fuss nicht gleite,
Nicht sich irre von dem Ziel. "

Diese Strophe sei von zeitloser Bedeutung und als allgemeine Aufforderung zu verstehen, unserem derzeitigen Gefühl zu vertrauen ohne schwankend zu werden und vom Ziel abzuweichen. Zum Schluss seiner Rede sprach er noch von den Mannen Johann Heinrich Toblers, welche nach seinen Ausführungen in so manchem von ihm komponierten Lied immer noch unter uns fortleben. Kurz vor der Denkmalenthüllung rief er begeistert:

" Tobler, hochverehrter Sängervater, du bist der höchste Ausdruck appenzellischen Geisteslebens. Johann Heinrich Tobler, wir sind stolz auf deine Mannen. Deine Mannen mögen über uns kommen und unser literarisches Denken befruchten. Johann Heinrich Tobler, deine Mannen mögen über uns leuchten und in uns wirken um stets den echten vaterländischen Geist in uns zu schüren, welcher uns in der Arglist der gegenwärtigen Zeiten so dringend not tut."

Und die zahlreichen Besucher, Gäste und Einheimischen, die Kinderscharen und unsere drei Freunde, die dicht gedrängt auf dem Festplatz standen und der Rede mehr oder minder eifrig lauschten, sie alle fragten sich im Stillen, was es wohl zwischen den leuchtenden Mannen und der Arglist der Zeit für eine Verbindung gebe.

Nun, die so gut vorbereitete Einweihung nahm ihren wohlgeordneten Verlauf und die aus der Vorzeit herbeigezauberten Mannen des Tobler vermochten den Platz in der Phantasie der Zuhörer nicht lange zu behaupten, weil sich allmählich alles Interesse auf die bevorstehende und so gross angekündigte Denkmalenthüllung zu konzentrieren begann.

Als es endlich so weit war, als die Ansprache mit vielen patriotischen und pathetischen Einflechtungen ihren abgerundeten Abschluss gefunden hatte, schritt Prof. Sprecher sichtlich stolz zum neuen Denkmal und schlug, sich der Spannung aller Anwesenden wohl bewusst, die verhüllenden Tücher zurück. Die meisten Menschen erkannten nur einen Stein, was in dieser Gegend ja nichts ungewöhnliches ist und den eingehauenen Kopf. Die Denkmalinschrift war für die die weiter hinten Stehenden nicht mehr zu erkennen. Es gab viele lange Gesichter, denn ein grosser Teil der angereisten Besucher und Gäste war auf die Einweihung eines richtigen Denkmals vorbereitet gewesen, eines Denkmals, wie es bereits auf dem gegenüberliegenden Felsen stand.

Besonders jene Historiker und Lokalpatrioten, welche geneigt waren, das Andenken des Sängervaters nach der Denkmalgrösse zu ermessen, waren ziemlich enttäuscht. Die etwas besser Informierten setzten immerhin die nach der Platzgestaltung noch übrigen Mittel mit dem eingeweihten Denkmal in Beziehung und mussten sich eingestehen, es sei eigentlich auch nicht mehr zu erwarten gewesen. Sie hätten nur von Anfang an ihren Blick mehr auf die vorhandenen Mittel, als auf die so hohe Erwartungen weckenden Worte des Vorsitzenden des Denkmalkomitees lenken sollen. Im Übrigen verhalte die Festrede über der Höhe von Vögelinsegg, wie schon so manch andere Rede und Veranstaltung verklungen war.

Und doch wäre es lohnend gewesen, diese Festrede zu veröffentlichen und aufzubewahren, denn sie war ein so typisches Beispiel einer verklungenen Geisteshaltung, dass ihr Durchlesen in der heutigen Zeit uns sachte in jene Epoche versetzt, in welcher unsere Grossväter und Grossmütter lebten und wirkten, und die, noch unbeherrscht von Motor und Sekundenzeiger, gerade durch ihre Beschaulichkeit in uns eine leise Wehmut wach werden lässt.



Toblers Mannen

Das prächtige Herbstwetter hielt an. Es nahte am folgenden Wochenende der Eidgenössische Dank- Buss-& Betttag, welcher von der Bevölkerung mit Vorliebe zu Spaziergängen durch die schöne Herbstlandschaft benützt wird. Allgemein erwartete man, dass an diesem Tag eine grosse Zahl von Schaulustigen das neu geschaffene Denkmal besichtigen würde.

Hell schien der Mond in der Nacht vor dem Buss-& Betttag über Dörfer und Landschaften. Und wiederum streiften der Sohn des Pfarrherrn und seine Freunde durch die Nacht, doch diesmal nicht etwa ziellos, sondern mit dem Glanz der Schadenfreudeteufelchen in den Augen. Ihr besonderes Interesse galt einmal mehr den steinernen Zwergen im Garten des Eugenius Hutterli und dort einem ganz bestimmten Zwerg. Der trug eine Angel in der Hand, an der Schnur und Angelhaken fehlten und wie weiland der Zwerg auf dem Schlitten eine Pudelmütze, die ihn am sehen hinderte. Und wiederum meinte der Sohn des Gärtners, es wäre nicht schwer, auch diesem Zwerg zu einem kleinen Ausflug zu verhelfen.

Leise überstieg er den Gartenhag, während die zwei anderen Buben die Strasse beobachteten. Dann machte er sich an die Befreiung des Zwergs mit der Angel, obgleich des schönen Wetters wegen die Familie des ehrbaren Malermeisters bei offenem Fenster zum Garten hin schlief. Als er den Zwerg unter Herzklopfen lautlos vom Sockel befreit hatte, begannen der Transport auf die Höhe von Vögelinsegg. Diesmal stand nicht, wie ehemals ein Transportmittel bereit und mehrmals mussten die schwitzenden Träger, von denen einer am Kopf und die zwei anderen an den Füßen des Zwergs schleppten, unfreiwillig anhalten und mit ihrer gewichtigen Last im steilen Bord neben der Strasse abtauchen und abwarten, wenn sich ein Liebespärdchen oder ein Nachtbummler im hellen Mondschein näherte.

Einsam stand das neue Denkmal mit dem Bildnis Toblers über dem Grat, als der merkwürdige Zug die Höhe erreichte. Dort nahm sich einer der Buben eine Taschenlampe, ein anderer Schnur und Angelhaken, während der Sohn des Pfarrherrn ein Blatt Papier aus der Tasche zog. Mit Zwerg und Lampe verzogen sich die Buben in ein Gebüsch und begannen eifrig, Schnur und Haken an der Angel zu befestigen. Danach wurde der Zwerg mit vereinten Kräften auf das Denkmal gehoben und so gedreht, dass der Angelhaken unmittelbar vor dem Kopf Toblers im Wind schaukelte. Die Buben befestigten das Papier am Haken und machten sich dann, ihr Machwerk ein letztes Mal prüfend und stolz betrachtend, auf und davon. Auf dem Blatt Papier, das der angelnde Zwerg so nett vor den Tobler hielt, stand nämlich geschrieben:

" Prof. Sprecher hier von Speicher
sprach drob mit grossem Eifer,
auch beschwor er mit Gebärde
Toblers Geister in der Erde.
Doch siehe, wider alles Ahnen
Entstiegen hier des Toblers Mannen !"

Worauf auf dem Papier noch eine hingemalte Hand zur Versinnbildlichung des geschriebenen nach unten auf das Denkmal deutete.

Am nächsten Morgen war der Sohn des Pfarrherrn früh auf den Beinen. Er pirschte sich im Pfarrhaus an ein Fenster, das Ausblick zur Vögelinsegg bot und war vom Anblick sehr befriedigt. Immer noch stand der Zwerg, auf diese Distanz nur als kleiner Stummel sichtbar, auf dem Denkmal. Was den Sohn jedoch am meisten freute, war, dass sich anscheinend eine grosse Zahl von Menschen vor dem Denkmal eingefunden hatte, welche die sonderbare Veränderung in Augenschein nahmen.

Erst zur Zeit, als die Glocken über das Land hin zum Gottesdienst riefen, erhielt Herr Hutterli Kunde davon, dass sein Zwerg nächtlicherweise seinen Standort gewechselt habe, nun auf dem neuen Denkmal stehe und diesem die Schau stehle. Er entnahm seiner Werkstatt einen Leiterwagen und holte sich den Zwerg auf Vögelinsegg wieder zurück.

Das Papier war schon früh am Morgen von der Angel gerissen worden und verschwand in der Menge. Ein Stück davon tauchte kurz darauf während der Kinderlehre, welche dem Gottesdienst in der Kirche folgte, wieder auf. Die Kinder boten sich dieses Papier heimlicherweise weiter, während sich Pfarrer Fingerzeig während der Unterweisung wunderte, was seine Zöglinge denn so oft zu kichern hätten und natürlich in keiner Weise ahnte, dass die Ursache dieser ungewohnten Unruhe auch mit von seinem eigenen Sohn ausgegangen war.

Prof. Sprecher fand an diesem Streich einmal mehr keinen Gefallen. Wieder einmal war er empört und traurig, so empört, wie jemand wird, der in einem solchen Denkmal für eine längst verstorbene Geistesgrösse eben auch ein klein wenig sein Denkmal sieht. In seinem Ärger verstieg er sich diesmal zu dem Ausspruch:

" Es ist dies der ärgste Fall von Denkmalschändung, welcher sich in diesem Jahrhundert ereignet hat."

Wiederum musste der Gemeinderat zusammenkommen, wurde eine neue Untersuchungskommission zusammengestellt und Prof. Sprecher ermahnte sie ein weiteres Mal mit aller Eindringlichkeit, eine wirklich gründliche Untersuchung durchzuführen, damit die Übeltäter auch möglichst bald gefasst und ihrer Untaten überführt werden könnten, denn, so meinte er, es wäre eine Schande für unsere Gemeinde vor der ganzen Welt, wenn, so kurz nach der Denkmaleinweihung, die den Blick so vieler Leute auf unser Tun gelenkt hat, eine solche Schändung nicht gesühnt werden könnte.

Die neue Untersuchungskommission unternahm auch etwas mehr, als die Untersuchungskommission im ersten zu behandelnden Fall. Im neuen Fall gab es allerdings auch eher Spuren der Täter als damals, hatten dieselben doch ein Pamphlet am Denkmal hinterlassen, davon ein Stück behördlich beschlagnahmt worden war. Eugenius Hutterli wurde befragt, ob er einen Verdacht habe, wer seinen Zwerg für diese Schändung missbraucht haben könnte und ein Photograph damit beauftragt, einige Photos von dem nachtwandelnden Zwerg mit der Angel zu fertigen.

Im Zentrum des Dorfes befindet sich heute noch ein Coiffeurgeschäft samt Tabakwarenladen. Wohl wissend, dass an einem solchen Ort die Männer ihre Zeit oftmals mit dem verbringen, was den Klatschbasen immer so verübelt wird, wurde der Inhaber dieses Geschäfts von der Untersuchungskommission beigezogen. Das wusste der Sohn des Pfarrherrn nicht, sonst hätte er seine Haare womöglich woanders schneiden lassen. So kam es denn, dass er am Dienstag nach der Denkmalschändung, die wochenlang das Tagesgespräch des ganzen Dorfes bildete und die Eindrücke der eigentlichen Denkmaleinweihung ganz zu überschatten drohte, im Frisiersalon des Haarkünstlers so ganz nebenbei gefragt wurde, ob er das verunstaltete Denkmal am Sonntag ebenfalls gesehen habe. Der Sohn des Pfarrherrn witterte sogleich eine Falle und antwortete scheinheilig, er habe am frühen Sonntagmorgen einmal nach Vögelinsegg hinaufgeblickt und eine Menge Leute das Denkmal umstehen sehen. Auch habe er einen Gegenstand auf dem Denkmal wahrgenommen und bei sich selbst vermutet, es sei wohl ein grosser Blumenstrauss auf das Denkmal gestellt worden.

Der Coiffeur, ganz verwundert ob so viel Weltabgeschiedenheit, erklärte ihm, es verhielte sich nicht ganz so und erzählte ihm dann eifrig, dass Prof. Sprecher mit seiner Rede über Johann Heinrich Tobler arg glossiert worden sei. Er meinte, dass er eine grosse Sensation verpasst habe, über die das ganze Dorf spreche und dass es interessanter wäre, sich ab und zu um das Dorfgeschehen zu kümmern, als immer nur hinter den Büchern zu sitzen, es sei doch wichtiger, Menschen zu studieren als Bücher.

Der Sohn des Pfarrherrn nahm diesen Rat freundlich dankend, ja erleichtert entgegen und betonte, dass des Coiffeurs Rat wohl etwas an sich habe. Der erzählte ihm dann vertraulich, er sei Mitglied einer Kommission, die den Fall untersuche und welche weiteren Schritte geplant seien: So werde schon nach Zeugen gesucht, die etwas bemerkt hätten und es sei beabsichtigt, von den älteren Schülern unauffällig Schriftproben zu nehmen um zu prüfen, ob eine davon dieselbe sei wie auf dem beschlagnahmten Pamphlet. Der Sohn hörte dem Coiffeur interessiert zu und verabschiedete sich dann von ihm, nicht ohne für die vertrauliche Orientierung zu danken und seine Freunde auf dem schnellsten Weg zu informieren.

Prof. Sprecher, sich jeden Tag bei der Untersuchungskommission nach dem Stand der Untersuchung erkundigend, wurde indessen angedeutet, dass es der Kommission gelungen sei, einen Verdächtigen zu identifizieren. Derselbe sei ein ehemaliger Schüler von ihm und ein schwieriger Bursche, der schon manchen Bubenstreich auf dem Kerbholz habe, doch waren seine Streiche durchwegs harmloser Natur gewesen. Für Abraham entschuldigte das nichts, denn für ihn waren alle Bubenstreiche gleich. Am folgenden Tag deutete er der Kommission gegenüber an, dass ihm ein raffinierter Plan zur Überführung seines früheren Schülers eingefallen sei, den es entschlossen auszuführen gelte. Als der Bursche also eines Abends durch das Dorf bummelte, sprang Prof. Sprecher plötzlich hinter einer Wand hervor direkt auf ihn zu und hielt ihm ein Photo des angelnden Zwergs vor die Nase mit den Worten:

" Nicht wahr, du wirst rot ?!"

Der Angesprochene wurde durch das überraschende Auftauchen Abrahams vollkommen überrumpelt und besah misstrauisch das Photo vor seiner Nase, zuerst wähnend, es möchte eventuell das Abbild einer seiner Liebschaften sein. Doch da er auf dem Photo nur die Gestalt eines steinernen Zwergs mit einer Angel entdeckte und infolge seiner Abwesenheit (er war mehrere Tage verreist und schied darum als möglicher Täter aus, wie die Untersuchungskommission bei genauer Nachforschung hätte feststellen können) in diesem ganzen Vorfall keinen Sinn finden konnte, war er nahe daran zu vermuten, sein früherer Lehrer sei traurigerweise übergeschnappt. So standen denn die Zwei längere Zeit miteinander auf der Strasse: Prof. Sprecher mit dem Photo in der Hand immer wieder versuchend, den zu Unrecht Verdächtigten zu einem Geständnis zu bewegen, hielt ihm das Photo vor die Nase, klopfte ihm mit gespielter Freundlichkeit auf die Schulter und rief immer wieder:

" Nicht wahr, du gibst die Untat zu ?!"

und der Bedrängte, der Prof. Sprecher davon zu überzeugen versuchte, dass er nicht wisse, was es mit dem Photo auf sich habe.

Item, die ganze Untersuchung versandete im Nichts, wenigstens was die zweite Denkmalschändung betraf. Im ersten Fall zeigte sich jedoch ein ganz unerwartetes Resultat: Der Schöpfer des Denkmals, Bildhauer Meier erzählte eines Tages, der Kopf des Tobler habe ihn anfänglich nicht recht befriedigt, er habe lange gesucht, bis er dann durch eine leichte Korrektur an der Nase das Bildnis Toblers vollendeter gestaltete. Prof. Sprecher fühlte sich durch den überraschenden Ausgang der Untersuchung etwas blamiert und beantragte, es sei dieses Ergebnis tot zu schweigen und einfach die Arbeit der Kommission im ersten Fall einzustellen.

Geistesgegenwärtig hat dann ein Mitglied der Untersuchungskommission darauf hingewiesen, dass, wenn im zweiten Fall die Untersuchung weiter geführt werde, die Leute auch stets an den ersten Fall erinnert und nach dem Ergebnis jener ersten Untersuchung fragen würden. Prof. Sprecher sah das schliesslich selbst ein, und wenn er es auch nicht offen zugab, bedrängte er die Kommission fortan nicht mehr zu weiterer Arbeit, was diese mit einiger Erleichterung wahrnahm.

Nur ein einziger Mann spürte, wer der Schuldige sein könnte, ohne das er mit dem Sohn des Pfarrherrn früher einmal näher in Berührung gekommen wäre und ihn besonders gut gekannt hätte. Es war dies ein alter Lehrer und Oberst, eine seltene Art von Oberst, nämlich einer mit ganz ausgeprägtem Einfühlungsvermögen. Er nahm den Sohn bei einer zufälligen Begegnung auf der Strasse einmal zur Seite und sagte ihm:

" Bestimmt haben Sie sich diesen Streich am Toblerdenkmal ausgedacht."

Und als der Sohn dies unumwunden zugab, lachte der alte Oberst herzlich und meinte:

" Sie können gewiss sein, dass ich niemandem ein Wort verrate, ich selbst habe mich über diesen netten Streich ganz köstlich gefreut."

Die Eltern Fingerzeig ahnten nichts von den Untaten ihres Sohnes, bis der dann von seinem Gewissen bedrängt seiner Mutter davon erzählte. Und die fiel aus allen Wolken, war nur noch entsetzt, schlug immer wieder die Hände über dem Kopf zusammen und rief:

" Gerade heute Nachmittag sitze ich im Frauenverein, wo für die Armen genäht wird, unmittelbar neben Frau Prof. Sprecher und Sie ist immer so freundlich zu mir. Ich weiss ja gar nicht, was ich für ein Gesicht machen soll, wenn ich heute Nachmittag Frau Prof. Sprecher begegne. Und noch drei Stunden lang, volle drei Stunden lang muss ich neben ihr sitzen und es wird dann immer so über die Geschehnisse in der Gemeinde geplaudert, bestimmt wird auch wieder über die Denkmalschändung auf Vögelinsegg gesprochen. Ich weiss wirklich nicht, was ich dann machen soll, was ich dann sagen soll, damit mir die anderen Frauen das schlechte Gewissen nicht anmerken."

Da schämte sich der Sohn und entschuldigte sich bei seinen Eltern.



Der grosse und der kleine Bruder

Während des vergangenen Jahrhunderts und auch noch im ersten Fünftel des unseren war der deutschsprachige Teil der Schweiz kulturell so eng mit Deutschland verbunden, dass das Wort von einer "deutschen Kulturprovinz" aufgekommen ist. Die damals vorherrschende Anlehnung an das geistige Deutschland begegnet uns heute noch täglich, so zum Beispiel in zahlreichen Orts- und Geschlechtsnamen, deren ursprüngliche einheimische Form schriftdeutschen Wortbildern angepasst wurde, selbst dort, wo der ursprüngliche Wortsinn bedeutend verändert wurde. Viele Menschen wollten damals keinen einheimisch klingenden Familiennamen mehr tragen, wollten nicht mehr in einem einheimisch klingenden Ort zu Hause sein, strebten vielmehr intensiv nach möglichst schriftdeutsch klingenden Namen und gaben damit auch eine entsprechende Geisteshaltung zu erkennen.

Auch in der Umgebung des Denkmals, wo kurz vor dem zweiten Weltkrieg die beschriebene, ausgeprägte Abwehrhaltung gegen alles aus dem Reich kommende gezeigt wurde, sind die im letzten Jahrhundert geprägten schriftdeutschen Namen immer noch in Gebrauch. So erklären die Bewohner dort mundartlich, sie seien aus Spicher, aus Tüfe und aus Rechobel, während sie in ihren Briefen schriftdeutsch von Speicher, von Teufen und von Rehetobel schreiben. Doch nicht nur in vielen kulturellen Bereichen war die Verbindung zu Deutschland im letzten Jahrhundert ungewöhnlich eng, auch aus anderen Gründen wurde der Bruder im Norden bewundert. Die Siege der deutschen Armeen im deutsch-französischen Krieg von 1870-1871 wurden auch hier gefeiert, als seien es Siege des eigenen Volkes. Noch heute stehen und wachsen die kalifornischen Riesenbäume, die nicht weit von der Mittelschule im Nachbardorf bei Anlass der Siege von Metz und Sedan gepflanzt worden sind, und sie gedeihen recht gut, unmittelbar neben dem Friedhof.

Noch zur Zeit des ersten Weltkriegs galt die Sympathie grosser Teile der Schweiz dem nördlichen Nachbarn so sehr, dass damals ein gefährlicher Graben zwischen den Eidgenossen im Norden und Osten des Landes und ihren Miteidgenossen welscher Zunge sichtbar geworden ist. Diese ganze, jahrhundertalte enge Bindung an den grossen Bruder im Norden wurde jäh zerrissen, als der letztere vom Hitlerschen Grössenwahn erfasst wurde. Was noch zu Beginn unseres Jahrhunderts niemand für möglich gehalten hätte, trat ein: Die ganze, so ausgeprägte Sympathie zu den Deutschen schlug ins Gegenteil um. Es war ein Akt der Selbstbesinnung, der Besinnung auf die eigenen Werte, ein Akt der Abwehr. Zu grosse Anpassung und Nähe an eine andere Kultur führt zum Verlust der eigenen Kultur, eine Minderheit kann neben einer Mehrheit nur dann überleben, wenn sie sich ihrer eigenen Werte und ihrer Unterschiede zur Mehrheit bewusst bleibt.

Und dieses Bewusstsein ist im kleinen Bruder erwacht, als sich der grosse Bruder zu einem riesigen Ungeheuer wandelte, das mit lauter Propaganda, mit Schlagworten von Blut und Boden, von Heimkehr ins Reich und einer dahinterstehenden gefährlichen Machtfülle, mit einem drohenden militärischen

Gewaltapparat versucht hat, die deutschsprachigen Teile der Schweiz ins grossdeutsche Reich zu locken, ja zu zwingen. Damals, genau zu diesem Zeitpunkt ist der kleine Bruder erwachsen und sich seiner eigenen Persönlichkeit bewusst geworden. Und heute, nachdem der grosse Bruder seine schwere Krankheit überwunden hat und nachdem sich gezeigt hat, dass sein Machtrausch, sein Machtdenken einer vergangenen Zeit angehören, heute, nachdem es höchst unwahrscheinlich ist, dass sich ähnliche Rauschzustände wiederholen, sind der grosse und der kleine Bruder glücklicherweise wieder Freunde, von denen jeder den anderen schätzt und achtet. Allerdings wird es so eine enge geistige Verbindung unter Führung des grossen Bruders, wie ehemals, kaum mehr geben und das ist recht so.

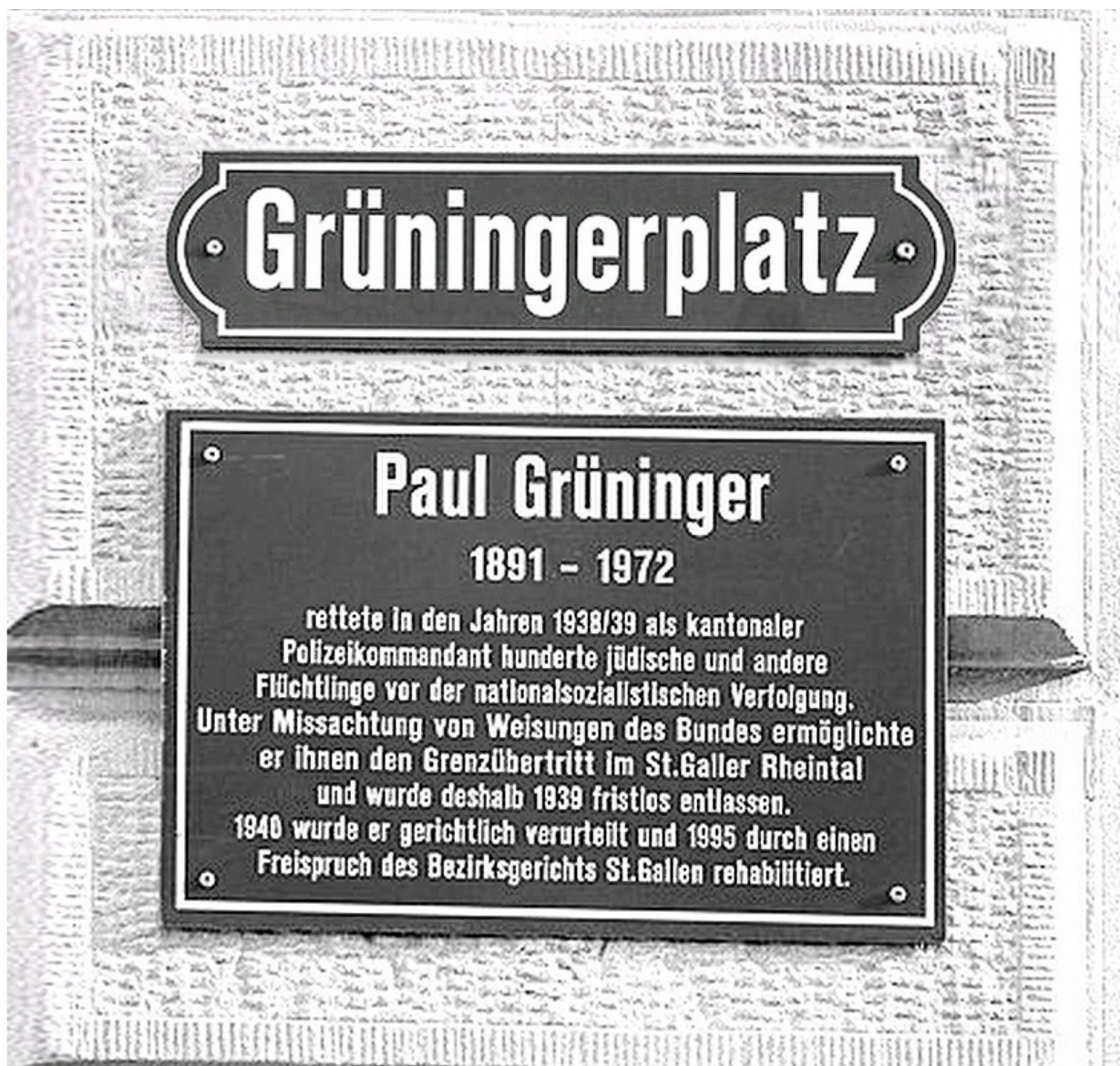
In unserer Geschichte schreiben wir aber noch das Jahr 1938 und indessen war das hochgerüstete "Tausendjährige Reich" zum Krieg entschlossen. Die Heilslehren von Blut und Boden wurden nicht mehr nur verkündet, sondern auf entsetzliche Weise in die Tat umgesetzt. Immer ungenierter hetzten der Führer und seine geifernde Entourage gegen alles undeutsche, gegen Ausländer, die das Reich angeblich von aussen bedrohen und hier besonders gegen die Juden. Wer nicht "arischen Blutes" war und dies mit Hilfe seines Stammbaums belegen konnte, wurde im "Tausendjährigen Reich" mit Terror und Schikanen drangsaliert. Die sogenannten "Nichtarier" und "Mischlinge ersten Grades" wurden ihres Eigentums beraubt, mit Berufsverboten belegt und zur Emigration gezwungen. Diejenigen, denen dieser Ausweg versperrt blieb, weil sie nicht ausreisen konnten oder kein Land ihnen Asyl gewährte, sahen sich einer immer bedrohlicheren Rechtlosigkeit ausgesetzt und lebten in ständiger Lebensgefahr. Die so Drangsalierten wurden wenig später zu Millionen in Vernichtungslager verschleppt, wo sie im Zuge der sogenannten "Endlösung" ermordet wurden oder verhungerten.

Im November 1938 setzte eine Massenflucht aus dem Reich ein, nachdem ein durch staatliche Propaganda aufgehetzter Mob wie in den Pogromen des Mittelalters viele Juden umgebracht und alle ihre Synagogen zerstört hatte. Wie schon während des Krieges von 1914 bis 1918 versuchten auch diesmal wieder zahlreiche dieser bedauernswerten Opfer in die Schweiz zu fliehen, um sich so vor dem sicheren Tod zu retten.

Die ersten Flüchtlinge aus dem Reich waren in der Schweiz und in den umliegenden Ländern noch mit offenen Armen empfangen worden. Doch in dem Mass, wie die Zahl der Flüchtlinge weiter anstieg, die Zuflucht suchten, handhabte der Leiter des schweizerischen Flüchtlingswesens, Dr. Heinrich Rothmund, Direktor des eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartments und selbst bekennender Antisemit, die schweizerische Flüchtlingspolitik immer strenger. Die Bevölkerung empfand Mitleid mit den Opfern und begrüßte anfangs die Aufnahme einer hohen Zahl von Bedürftigen, bald jedoch wurde argumentiert, das Boot sei voll, es bereite Mühe, noch weiteren Flüchtlingen Hilfe und Aufenthalt zu gewähren. Zudem vermochten der schnelle Aufbau der Landesverteidigung und der Eintritt des Ernstfalls im September 1939 die eigenen Probleme weitaus dringender erscheinen lassen.

Pfarrer Fingerzeig versuchte den Menschen um Vögelinsegg in dieser Zeit ständiger Sorgen und Belastungen beizustehen und ihnen bei unerwarteten Schicksalsschlägen zu helfen. Er tröstete die Betroffenen und hörte all denen aufmerksam zu, die vor lauter Zukunftsangst den Lebensmut verloren hatten, betonte jedoch stets, wie wichtig es sei, den Kopf in der Not nicht hängen zu lassen. In seiner Predigt forderte er zum Durchhalten und zur Zuversicht auf, stärkte den Halt im Glauben und verbreitete seine Lehre der Hoffnung. Das gelang ihm gut, denn er wusste, die Lehre der katholischen Kirche reicht von Rom aus in jeden Ort, die Lehre der protestantischen Kirche dagegen nur so weit, wie der Ruf ihres jeweiligen Predigers.

So setzte er sich im Fall des Paul Grüninger, der als Polizeikommandant hunderten jüdischer und anderer Flüchtlinge die illegale Einreise ermöglicht hatte und dem infolge sein Kommando und sein Pensionsanspruch entzogen wurden, für dessen Straffreiheit ein. Grüninger wurde später von Kanton und Bund rehabilitiert, heute tragen einige Strassen und Plätze seinen Namen, in Österreich wurde im letzten Jahr (1997) eine Schule nach ihm benannt.



Prof. Sprecher präsierte in diesem Konflikt die Kriegsfürsorgekommission in Speicher. Ihre Aufgabe war die Lösung kriegswirtschaftlicher Fragen und deren Folgemaßnahmen, so zum Beispiel die Koordinierung der öffentlichen und privaten Fürsorge, die Versorgung von Soldatenfamilien und Anordnungen zur Altstoffsammlung und Verwertung.

Privat pflegte er einen Briefwechsel mit einem Literaturkreis im Reich und hörte von Künstlern und Schriftstellern, die mit Veröffentlichungs- und Auftrittsverboten drangsaliert wurden und über Nacht spurlos verschwunden waren. Zum Erstaunen mancher, die ihm eine so ausgeprägte Anteilnahme nicht zugetraut hätten, erkundigte er sich in öfteren Schreiben an Hilfsorganisationen nach den Vermissten. Es war dies auch die Zeit, als die Farbschichten seiner Seele allmählich abzubröckeln begannen und ihr natürliches ursprüngliches Aussehen wieder sichtbar wurde.

Abraham träumte indessen mehr denn je davon, vor den Leuten im Dorf als Literat zu glänzen und veröffentlichte einen Nachruf über den ihm zeitlebens liebsten Freund. Es war dies wohl einer der schönsten und ergreifendsten Nekrologe, die jemals geschrieben worden sind. Darin ehrte er seinen toten Freund nicht nur durch die Verwendung eines Maximums an sprachlichem Können, auch nicht nur durch das Aufzählen der strahlendsten Sterne seines literarischen Wissens, nein, der eigentliche Zauber, der über jenen Sätzen schwebt, entspringt dem Umstand, dass Abraham auch einmal sein Herz sprechen liess, weil er hier ein Pforte öffnete, die aus Angst vor Ablehnung bislang immer nicht nur verschlossen, sondern regelrecht zugeschüttet war. Und wie haben viele Leute dieses von innerer Bewegung verklärte, klangvolle Klagelied aufgenommen?

Sie sahen nichts von der schönen Form, nichts von dem geöffneten Herzen, sie suchten einzig die Stellen im Text, mit denen sie ihm nachsagen konnten, andere Menschen mit seinen Bildungsallüren vor den Kopf zu stoßen, sie lachten und stiessen sich mit den Ellenbogen, weil sich ihr Lauern auf diese Blöße Abrahams einmal mehr gelohnt hatte. Einige seiner Mitmenschen vergrößerten noch unnötig die Wunden seiner Seele, weil er unglücklicherweise nicht verbergen konnte, wenn ein Kritikpfeil ihn traf und zudem diese Zielscheibe so leicht zu treffen war, dass manche der Versuchung zu verletzen nicht widerstehen konnten.

Einer der wenigen, die Abrahams offenes Herz sahen und seinen Nekrolog als lesenswert verteidigten, war Pfarrer Fingerzeig. Er sprach in einer Predigt über die Suche nach Anerkennung und meinte, solche allzu menschlichen Züge wohnen in uns allen, der Unterschied zwischen den Menschen bestehe allein darin, dass die einen sie besser verbergen können, als die anderen. Und wenn nun mal einem Unglückskind die Gabe, diesen Wunsch zu tarnen in etwas ungenügendem Mass in die Wiege gelegt worden ist, mag es sein, dass es unter Spott zu leiden hat. Wer aber andere deswegen verachtet und verletzt, der zählt zur Sorte der scheinheiligen Heuchler. Nach dieser Predigt kehrte der "Pfarrer" in der sprecherischen Wertschätzung auf seinen alten Platz zurück und wurde wieder "mein Freund Fingerzeig."

Epilog

Und so stehen sie auch heute noch, die zwei weithin sichtbaren Denkmäler auf der Vögelinsegg, der trotzige Senner mit dem Morgenstern erinnert an den unbändigen Freiheitsdrang unserer Vorfahren, das Dank der Initiative von Abraham Sprecher geschaffene Denkmal preist das kulturelle Schaffen des Sängervaters Tobler.

Die Wunde der Vögelinsegg, die noch seine Generation ohne Verständnis für die Schönheit der Heimat schlug, hat er geheilt. Er wusste viel und wurde viel verspottet von den Ungebildeten, weil er sich stets als Bannerträger des Geistes etwas über denselben dünkte, und doch hatte Abraham Charakter. Er war eine Persönlichkeit durch und durch, er lebte in seiner eigenen Welt, unberührt und gefeit gegen jede Vermassung, und gerade solche Menschen hat die gegenwärtige Zeit besonders nötig.

Vielleicht befürchtete Abraham, sein Andenken lasse sich einst vom Spott nicht lösen, als er noch zuletzt den Wunsch äusserte, bei der Abdankungsfeier sei sein Lebensbild mit den Versen zu beschliessen:

" Wenn einst vorrüber meine Spur,
und doch mein Name wird genannt,
so sagt ganz einfach nur,
wir habe ihn gekannt."

Als dann die Klänge der Sterbeglocke übers Dorf zum Toblerdenkmal und von dort weithin übers Land erklangen, schloss der Pfarrer, es war Pfarrer Fingerzeig, die Sterbepredigt mit eben diesen Versen.

Und wenn sich der Autor dieser Geschichte doch nicht an diesen letzten Wunsch von Abraham Sprecher gehalten hat, so darum, weil er ihn gekannt hat und weiss, dass es trotz allem einer seiner grössten Wünsche war, dass sein Andenken nach seinem Tode weiterlebe, ja, dass dieser Wunsch wohl die grösste seelische Triebfeder zur Schaffung des Toblerdenkmals war.

Und darum, wenn du einmal auf der unvergleichlich schönen Höhe von Vögelinsegg stehst, dort wo du den Norden siehst und den Süden ahnst, wenn du unser liebliches Dorf siehst und in die unendlichen Fernen blickst, dann schenke auch dem Senner auf der Höhe und dem Sängervater unten einen Blick und gedenke kurz der Menschen, die damals lebten und diese Sinnbilder der Freiheit und Kultur schufen, denn Sinnbilder der Freiheit und Kultur werden sie immer bleiben.

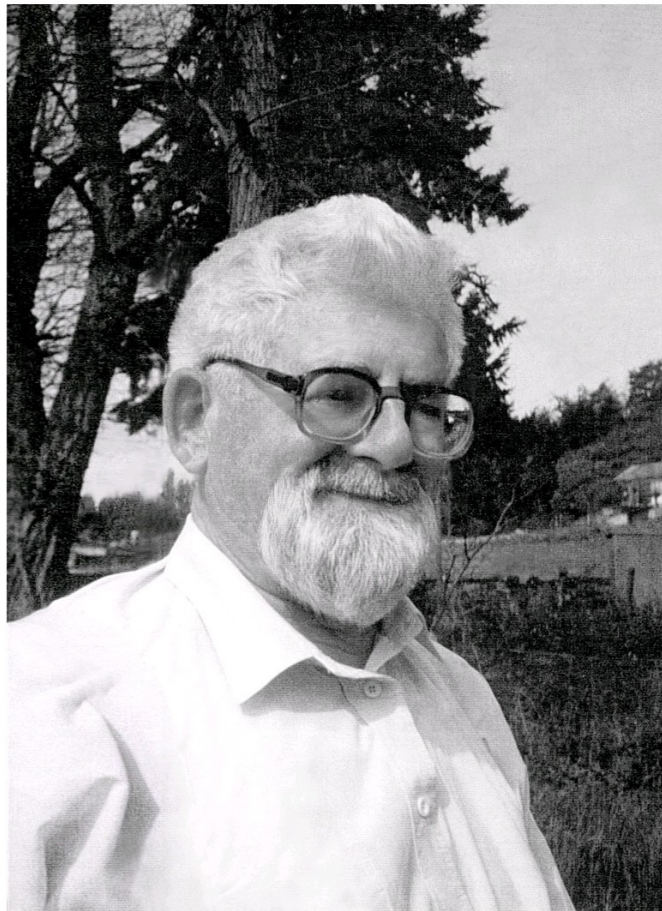


Über den Verfasser:

Dr. Hans Eggenberger war der älteste Sohn von Pfarrer Oswald Eggenberger, alias Pfarrer Fingerzeig. Er verbrachte seine Jugend in Speicher und besuchte von 1931 bis 1937 die Kantonsschule Trogen. Geprägt durch sein Elternhaus interessierte er sich sehr für Geschichte, war Obmann der St. Galler Sektion für Familienforschung und leitete 25 Jahre seinen Verein für bildende Fahrten und Wanderungen, wo er Vorträge über geschichtliche und kulturelle Themen hielt.

Seine Geschichte des Toblerdenkmals galt lange Zeit als verschollen, tauchte dann jedoch mehr als zwanzig Jahre nach seinem Tod im Nachlass meiner Mutter wieder auf.

Wilhelm Nowack



Der Autor dankt Frau Edith Nowack für ihre Vorschläge und ihre Mitarbeit bei der Erstellung des Manuskripts.